

Dietrich Rauschtenberger
Kramers Dackel



Roman

- TEXTPROBEN -

Kramers Dackel

Exposee

Mitte der fünfziger Jahre in Wacke, einer Kleinstadt im Ruhrpott.

Ludwig Terscheidt, genannt Lulle, lebt mit seinen Eltern Martha und Adolf (Addi) in einer Zweizimmerwohnung in einem heruntergekommenen Fachwerkhaus. Der Vater war zu lange im Krieg und in der Gefangenschaft, als dass danach noch einmal ein Familienleben glücken könnte. Der Zusammenbruch seiner nationalsozialistischen Weltanschauung hat ihn zu einem verbitterten Säufer gemacht, der sich mit dem Verkauf von Haushaltsgeräten durchschlägt. Lulle hat Angst vor ihm. Zu seiner Mutter hat er ein besseres Verhältnis, aber auch sie hat nicht viel Zeit für ihn. Weil das Geld nicht reicht, arbeitet sie am Fließband.

Der Roman erzählt Lulles Entwicklung vom phantasiebegabten Kind, das die Wirklichkeit mit den Leseindrücken aus amerikanischen Groschenheften verquickt, zum jungen Mann, der die Pubertät mit all ihren Verheißungen und Schrecken erlebt und schließlich von Zuhause ausreißt.

Im ersten Teil (Gasstraße 69) zeigt in mehreren Episoden Lulles Welt: sein Viertel, seine Freunde, die Nachbarn und die Bekannten seiner Eltern.

Der zweite Teil (Die Feier) schildert, wie Lulle sich auf seiner Konfirmationsfeier im sexuellen Beziehungsgeflecht der Erwachsenen verfängt. Auf dem Höhepunkt der Krise wird er durch das Eingreifen seiner Freundin Evi im letzten Augenblick davon abgehalten, das Haus anzuzünden. Mit Hilfe eines amerikanischen Soldaten gelingt es ihm, Wacke hinter sich zu lassen.

Gasstraße 69

Das Haus, in dem Lulle wohnt, wird meistens „Nummer 69“ genannt. Die Toiletten sind in einem Anbau, sie frieren im Winter ein. Badezimmer gibt es nicht. Herr Van Gorum, Hauswirt und Schrotthändler, auch „Geier“ genannt, lässt das Haus verkommen. Lulles Mutter möchte eine andere Wohnung, aber der Vater hat dafür kein Geld. Deswegen gibt es oft Streit. Für Lulle steckt das Haus voller Rätsel. Vor langer Zeit ist es eine Herberge gewesen, manchmal hört Lulle die Stimmen der toten Fuhrleute, die hier gezechet haben. Es gibt geheimnisvolle Tapetentüren, durch die Geräusche aus dem Schlafzimmer der Nachbarn dringen.

Er schläft in der Wohnküche. Das Frühstück muss er sich selbst machen, seine Mutter ist schon früh zur Arbeit gegangen. In dem anderen Zimmer schläft der Vater seinen Rausch aus. Lulle schwänzt den Schulgottesdienst und besucht die Nachbarin Vilma Kramer, in die er verliebt ist. Vilma ist während des Krieges als russische Zwangsarbeiterin nach Wacke gekommen. Ihr Ehemann Lothar ist meistens unterwegs auf Montage. Kramers haben keine Kinder, dafür aber einen dauernd kläffenden Dackel namens Rappi. In der Gasstraße wird über Vilma getratscht, denn die erotische Ausstrahlung der exotischen Schönheit beschäftigt die Fantasie der Männer.

Lulle ist in der letzten Klasse der Volksschule und gehört zu den Besten. Wenn Lehrer Herr Schmidtke müde ist, müssen die Kinder sich selbst beschäftigen. Lulle benutzt die Gelegenheit, um mit seiner Schulfreundin Evi Busse zu knutschen. Lulles bester Freund Helmut Simmel, genannt Monner, ist ein Jahr älter. Er wohnt im Nachbarhaus, Gasstraße 67. Sein Vater ist Sparkassenangestellter, seine Mutter ist geht in eine Sekte. Früher war Monner in Lulles Klasse, aber inzwischen geht er zum

Gymnasium. Lulle wäre auch gerne zum Gymnasium gegangen, aber sein Vater hat es nicht erlaubt. Monner zwingt Lulle zu sexuellen Spielen, später wird er zu Lulles Rivalen bei Evi Busse.

Ein Familienleben kennt Lulle nur aus Büchern oder von seinen Freunden. Er hat einen festen Platz in der Welt der Kinder. Mit anderen Jungen gehört er zur „Nudelbande“, deren Anführer Monner ist. Ihr Hauptquartier ist Bauer Dahlmanns alter Kaninchenstall. Nach der Schule streift Lulle durch das „Ländchen“, einer Industriebrache an der Eisenbahn, die eine wichtige Rolle in seinem Leben spielt. Dort schlüpft er in die Rolle von Billy Jenkins, dem Helden seiner Lieblings-Wildwest-Heftchen. Er wünscht sich eine „Tarnkappe“, um das Leben der Erwachsenen zu erkunden und um die „rosa Blume“ zu sehen, wie er das weibliche Geschlecht nennt. Erste sexuelle Erfahrungen macht er mit Evi, damit beginnt für ihn die Phase der erweiterten Doktorspiele.

Lulles „großer Freund“ ist der Fernfahrer Bernd Bierkemper, der sich bei Lulles Mutter mit kleinen Reparaturen beliebt macht. Sie und Bernd kommen sich näher, während Lulles Vater sich im „Scharfen Eck“ betrinkt. Sie denkt daran, sich scheiden zu lassen. Bei einem Gespräch „unter Männern“ vertraut Lulle Bernd an, dass er ihn gerne zum Vater hätte.

Der Fotograf Richard Hölter und sein zwergwüchsiger Gehilfe Willeken Wenzel sind Saufkumpane seines Vaters. Die beiden ziehen über die Jahrmärkte - Willeken im Kostüm von Mecki, dem Igel - und animieren die Leute, sich mit Mecki fotografieren zu lassen. Hölters Hauptgeschäft ist allerdings der Handel mit geschmuggelten Zigaretten und pornografischen Fotos.

Den Kontrapunkt zu Lulles sexueller Neugier bildet die Welt der Technik. Zusammen mit Monner baut er das Modell einer Einschienenbahn (Alwegbahn, heute Transrapid). Als Teststrecke benutzen sie den Handlauf des Treppengeländers von „Nummer 69“. Gleich bei der ersten Versuchsfahrt gibt es einen Unfall: Rappi, Kramers Dackel, wird von dem Fahrzeug getroffen und stirbt an seinen Verletzungen. Sie stecken die Leiche in einen Sack und werfen ihn auf Van Gorums Schrottplatz in einen Schrottwaggon.

Der Tod von Kramers Dackel bedeutet das Ende von Lulles Kindheit.

Die Feier

Lulle soll konfirmiert werden, aber Martha Terscheidt hat kein Geld für die Feier. Vilma macht den Vorschlag, Lulles Konfirmation zusammen mit ihrem Geburtstag zu feiern. Die Feier findet im „Scharfen Eck“ statt, der Kneipe gegenüber. Außer den Nachbarn, Freunden und Bekannten aus der Gasstraße kommt Marthas Schwester Berni mit ihrem Mann Hein Lührsens und ihrer Tochter Regine aus Hamburg. Aus der DDR reist der Vater von Martha und Berni an, der mit seiner zweiten Frau Liesbeth als SED-Funktionär in Leipzig lebt.

Lulle verliebt sich in Regine. Die ältere, sexuell erfahrene Regine sieht in ihm nur einen kleinen Jungen, mit dem sie machen kann, was sie will. Mit Evi will Lulle nichts mehr zu tun haben, in seinen Augen kann sie den Vergleich mit Regine nicht bestehen. Und ohne zu wissen, was das ist, hat er ein Beziehungsproblem. Als Evi zur Feier kommt, lässt er sie spüren, dass sie ihm im Weg ist. Aus Enttäuschung trifft sie sich mit Monner in Dahlmanns Kaninchenstall. Lulle beobachtet die beiden und bringt in einem Wutanfall den Stall zum Einstürzen.

In Hölters Dunkelkammer entdeckt Lulle in einem Sack einen ausgestopften Hund, der genauso aussieht wie Kramers Dackel Rappi. Er sieht nur den Kopf des Tieres aus dem Sack ragen, ist aber sofort überzeugt, dies sei das Überraschungsgeschenk

für Vilma, von dem Bierkempers Bernd den ganzen Tag gesprochen hat. Um Regine zu imponieren, zieht er Willekens Mecki-Kostüm an, geht ins „Scharfe Eck“ und überreicht Vilma den ausgestopften Dackel. Leider kommt das Geschenk gar nicht gut an, ja, er wird sogar beschimpft. Weil er wegen der Maske nichts sehen kann, weiß er nicht, dass der Hund so präpariert ist, als ob er gerade dabei wäre, mit erigiertem Penis eine Hündin zu besteigen. Natürlich glauben alle, in dem Mecki-Kostüm stecke Willeken. Noch nicht einmal seine Eltern erkennen ihn. Sein Vater schenkt ihm als vermeintlichem Willeken Schnaps ein. Lulle taumelt betrunken durch die Gaststätte. Die Igel-Maske wirkt wie eine Tarnkappe und er hört die Erwachsenen Dinge aussprechen, die sie in seiner Gegenwart normalerweise niemals gesagt hätten. So geht seine Kinderwelt in dem Maße in die Brüche, wie er hinter die Geheimnisse der Erwachsenen kommt.

Als er am Ende Regine mit seinem Vater im Bett erwischt, erleidet er eine Nervenkrise. Im letzten Moment kann Evi ihn daran hindern, „Nummer 69“ anzuzünden. Zum ersten Mal sprechen sie über die Gefühle, die sie füreinander haben. Trotzdem kann Lulle nicht mehr in Wacke bleiben. Er steigt in den LKW von Bill Parker, einem amerikanischen Soldaten, der wegen dem Fotografen Richard Hölter nach Wacke gekommen ist, um geschmuggelte Zigaretten gegen pornografische Fotos zu tauschen, und lässt die Kleinstadt und sein bisheriges Leben hinter sich.

Der Roman hat in der vorliegenden Fassung
138 443 Wörter bzw. 861 274 Zeichen mit Leerzeichen.

Das erste, worauf Luller Blick jeden Morgen fiel, war ein Gemälde, das ein Segelschiff in einem Orkan zeigte. Sein Vater nannte das goldgerahmte Bild „unser Eheschiff“. Eines Morgens würde Lulle aufwachen und der Ozean hätte das unglückliche Schiff verschlungen. Heute morgen lag ein geheimnisvoller Streifen Sonnenlicht über dem Orkan. In einem Abenteuerheft hatte er gelesen, dass es ein schlimmes Zeichen war, wenn mitten im Orkan plötzlich die Sonne schien. Das Heft hieß „Abenteuer in der Südsee“, es lag unter seinem Kopfkissen. Auf dem Umschlag war ein Schiff zu sehen, das im nächsten Moment untergehen würde. Der Mast war zerbrochen, die Seeleute wurden im hohen Bogen ins Wasser geschleudert. Aus dem brodelnden Meer tauchte ein Riesenkrake mit glühenden Augen auf. Das Ungeheuer umschlang das Schiff mit seinen Tentakeln, heftete sich mit Saugnäpfen daran fest, die so groß waren wie Kaffeetassen, und zog das Schiff mit Mann und Maus auf den Grund des Ozeans. Dort war ewige Nacht und man wurde von dem Gewicht der unzähligen Tonnen Wasser über einem zerquetscht.

Aber Lulle ließ sich nicht bange machen. Eines Tages würde er als Seemann in ferne Länder reisen. Aber nicht mit so einem altmodischen Segelschiff, sondern mit einem supermodernen Ozeanriesen, der das Blaue Band für die schnellste Atlantiküberquerung gewonnen hatte. An dem würde sich sogar der größte Krake der Welt die Saugnäpfe ausbeißen. Als Seemann hätte er viel Haare auf der Brust und würde nach Teer riechen, er hätte ein lustiges Käppi auf, in jedem Hafen eine Braut und würde singen: „Einmal noch nach Bombay, einmal nach Hawaii, ja, nach Hawaii.“

Niemals langweilig, das war der Plan. Langeweile war das Schlimmste. Still sitzen und nichts tun. Gut, dass er ein Junge war und bald ein Mann sein würde. Er hatte zwar auch schon von Mädchen gehört, die Abenteuer erlebt hatten, aber im Großen und Ganzen war das Männersache. Sein Vater zum Beispiel war nun wirklich kein Seemann und auch kein Cowboy, aber immerhin war er Soldat gewesen und das war besser als gar nichts. Alles deutete darauf hin, dass das Leben eine erregende Folge von Abenteuern war. Herr Kramer zum Beispiel, der Nachbar, wenn der auf Montage fuhr, dann konnte das doch nur bedeuten, dass er in Sachen Abenteuer unterwegs war. Und das Tor zur Welt der Abenteuer war der Hamburger Hafen. Leider musste Lulle seinen Traum vorläufig mit Abenteuergeschichten aus der Stadtbücherei speisen, die größten Schiffe, die er bis jetzt gesehen hatte, waren die Dampfer und Schleppkähne auf dem Rhein, als sie mit der Klasse nach Köln gefahren waren, um den Kölner Dom zu besichtigen. Bei Wacke gab es nur die Wackerbach-Talsperre mit ihren Äppelkähnen und Tretbooten, hier und da ein kleines Segelboot.

Es war das hässliche Geräusch des Weckers, das ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Sein rechter Arm war nicht zusammen mit dem übrigen Körper wach geworden, er fühlte sich an, als ob er ihm nicht mehr gehörte. Der Wecker konnte nicht mehr helfen, er machte noch einmal „tack-tarrack“, damit war er abgelaufen. Seit Lulle zu alt geworden war, um noch im Schlafzimmer seiner Eltern zu schlafen, war die Couch in der Küche sein Bett. Als erstes ließ er ein Bein über Bord hängen und tastete mit den Zehen auf dem Fußboden nach seinen Sandalen, misstrauisch, obwohl er wusste, dass die Kreaturen, die sich nachts um sein Bett tummelten, das Tageslicht nicht vertragen. Er sprang auf die Füße und raffte die Scheibengardinen zur Seite. Die Sonne schien auf die Gasstraße. Die Stadt glühte schon seit einer Woche unter ihrer Hitze, er konnte sich eine Welt ohne Sonne gar nicht mehr vorstellen. Opa Jakubeit, der alte Miesepeter, hatte gestern Abend über Schmerzen an seiner Narbe am Bauch geklagt und sie sollten schon mal die Regenschirme rausholen. „Opa Jakubeit hat'n Ei am ticken“, murmelte er. Sein eingeschlafener Arm

kribbelte wie eine Billion Ameisen, als das Gefühl zurückkehrte. Die Finger rochen nach den Tieren der Nacht. Er schlüpfte in seine Hose und ging hinaus auf den Flur. Am Spülstein warf er sich mit den hohlen Händen Wasser ins Gesicht und strich die nassen Finger in den Haaren aus, damit der Kamm einen schnurgeraden Scheitel ziehen konnte. Über Nacht war der Eiterpickel am Kinn zu einer gelben Beere herangereift, die Soße spritzte bis auf das Spiegelglas.

Er streifte sein kariertes Hemd über. Das Frühstück musste er sich selbst machen, weil seine Mutter schon seit halb sieben in der Lampenfabrik am Fließband saß und Kontakte lötete. Für einen Hungerlohn, meinte sein Vater höhnisch. Das hinderte ihn aber nicht, von dem Hungerlohn zu leben, wenn er selbst wochenlang keine Aufträge hatte.

Die Tür des Küchenschrankes knarrte wie das Tor von einem Gespensterschloss. Lulle erstarrte und warf einen argwöhnischen Blick auf die Schlafzimmertür, hinter der der Alte seinen Rausch ausschließ. Hoffentlich wurde er nicht wach und schickte ihn in den Laden gegenüber, um eine Flasche Wein zu holen. Am frühen Morgen. War alles schon da gewesen. Wenn er kein Geld hatte, musste Lulle in Uhligs Schuldenbuch anschreiben lassen, das war peinlich, weil sie schon so lange nicht mehr bezahlt hatten. Der Alte lag bis kurz vor Mittag im Bett. Anschließend ging er ins Freibad und legte sich in einem Badehöschen, das ihm viel zu eng war, in die Sonne. Von da aus ging er gleich zum Saufen ins „Scharfe Eck“. Das hatte den Vorteil, dass Lulle ihn selten sah. Wenn er mittags aus der Schule kam, war sein Vater meistens schon weg und kam erst nachts nach Hause. Arbeiten und saufen ließen sich bei ihm nicht auseinanderhalten.

Lulle stellte eine große Tasse auf den Tisch und legte einen Teelöffel daneben. Er riss eine neue Tüte Haferflocken auf und wühlte mit den Fingerspitzen in den duftenden Flocken, der Riss vergrößerte sich, Flocken rieselten auf den Fußboden bis er endlich geschnappt hatte, was er suchte: Schneewittchen. Weiß wie Schnee, rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz lag es in dem Glassarg, getragen von den sieben Zwergen. Ein Märchenbild für Evis Sammelalbum. Evi war seine Freundin - wenn sie es vielleicht auch nicht wusste. Er fing die entwichenen Haferflocken wieder ein, kippte sie in die Tasse und stieg auf einen Küchenstuhl, um an den Kakao zu kommen, den seine Mutter vorsichtshalber weit hinten im Küchenschrank verstaut hatte. Kakao war teuer, trotzdem nahm er zwei Esslöffel, dazu kam noch Zimtzucker vom Milchreis am Tag vorher, das verrührte er mit den Haferflocken. In seinem Mund wurde die Mischung zu einem Brei, den er mit der Zunge gegen den Gaumen drückte und durch die Gurgel gleiten ließ.

Er hockte sich mit untergezogenen Beinen in den Sessel am Fenster. Draußen summte und brummte es, wenn die Sonne schon am Morgen so brannte, konnte man die Geräusche mit den Händen greifen. Ein Hahn krächte. Lulle konnte den Gockel nicht sehen, aber er wusste, dass er drüben bei Bauer Dahlmann auf dem Misthaufen stand und seinen Schnabel so weit aufgesperrt hatte, dass man ihm hinten wieder rauskucken konnte. Auf der anderen Straßenseite klappte Elli Bärenfänger, die Wirtin vom „Scharfen Eck“, die Fensterläden auf. Sie war im Unterrock und hatte wirklich unwahrscheinlich viel Holz vor der Hütte. Jochen, der Knecht von Dahlmann, lief mit einer Brötchentüte über die Gasstraße. Seine Hemdsärmel flatterten, es sah aus, als wenn er nur von seinen Hosenträgern zusammengehalten würde, wahrscheinlich wollte er zum Frühstück bei Uhlig ein Viertel Hausmacher-Leberwurst kaufen. Er fuchtelte mit den Armen und redete auf jemanden ein. Aber da war niemand. Jochen war nicht ganz dicht.

Überall in der Straße standen die Fenster offen. Die Leute hatten in den letzten Tagen einen Zahn zugelegt, anscheinend gab die Sonne ihnen Energie. Nur der

Lastwagen der Brauerei hatte es nicht eilig, so langsam wie der die Kölner Straße herunter geschlichen kam, konnte ihn sogar eine lahme Ente überholen. Ein altes Ding mit Kettenantrieb und Vollgummireifen. Vorsintflutlich. Der Fahrer hatte die Windschutzscheibe schräg gestellt und stieß Tabakwolken aus, die langsam über die Bierfässer nach hinten verwehten. Er trug eine Lederschürze und eine Mütze, auf der stand „Brauerei Wacke“.

Er sprang auf, plötzlich war es viertel vor acht. wenn er pünktlich in der Kirche sein wollte, musste er los. Schneewittchen ins Schreibheft, Tornister gepackt, mit den nackten Füßen in die Sandalen ... Da hörte er leise Musik. Sie kam aus der Nachbarwohnung. Wenn ihr Mann auf Montage war, schaltete Frau Kramer morgens das Radio ein und verdöste den ganzen Vormittag zu zärtlichen Geigenklängen im Bett. In der Wand, an der seine Schlafcouch stand, war eine unbenutzte Tür, die irgendwann einfach übertapeziert worden war. Durch die Tapetentür konnte man hören, was drüben bei Kramers los war. Auf der anderen Seite standen Kramers Ehebetten, das wusste er, weil Frau Kramer ihn vor ein paar Tagen gebeten hatte, ihr die Wacker Zeitung von unten zu holen. Er hatte ihr den Wunsch gerne erfüllt, obwohl er sich fragte, was sie mit dem Käseblatt wollte, wo doch jeder wusste, dass sie nicht lesen konnte – wenigstens kein deutsch. Sie hatte ihn in ihr Schlafzimmer gerufen und so liebevoll mit ihm gesprochen, wie noch keine Frau vor ihr. Seitdem er wusste, dass sie nur ein paar Zentimeter neben ihm auf der anderen Seite der Wand im Bett lag, träumte er von ihr.

Er blinzelte gegen die Sonne. Die Zeitung lag im Hausflur, wo die Botin sie bei Tagesanbruch hingeschleudert hatte. Er brauchte einfach nur die Kirche zu schwänzen, Pastor Schmandbruch kontrollierte die Anwesenheit nie. Schon schnappte er sich die Zeitung und galoppierte die Treppe wieder hinauf. Sekunden später klopfte er an Vilmas Tür. In der Wohnung kläffte Rappi, Kramers Dackel. Richtig hieß er Rasputin, aber wenn Vilma ihn so rief, klang das so zungenbrecherisch, dass die meisten es vorzogen, ihn Rappi zu nennen. Rappi machte sich in der Nachbarschaft unbeliebt, weil er alles und jeden stundenlang bekläffte. Lulle hoffte, dass sein Vater nicht von dem Gebell wach geworden war und nach Rattengift rief oder sich wünschte, dass jemand dem Dackel endlich die Stimmbänder rausoperierte. Rappi gab keine Ruhe, bis Vilmas Stimme mit ihrem Spezial-R ertönte. Was sie von innen rief, konnte alles bedeuten: „Rrru-hä, Rrrasputin!“ oder Herrrein!“ oder „Werrr ist?“

Lulle trat ein. Der Dackel hörte auf zu bellen, dafür tanzte er auf den Hinterbeinen um Lulle herum und schnüffelte an seiner Hose. Lulle stieß ihn mit dem Bein weg, aber der blöde Köter ließ sich nicht abschütteln. Es war immer dasselbe, er klammerte sich mit den Vorderläufen am Knie fest, dann hatte man ihn am Bein und schleppte ihn mit sich, wenn man durch die Wohnung ging, wie ein Gefangener die Eisenkugel. Im Schlafzimmer waren die Schlagläden noch zu, durch die Ritzen fielen ein paar Strahlen, die den Raum in ein reizvolles Dämmerlicht tauchten. Lulle blieb in der Tür stehen, sofort fing der dämliche Köter an zu rammeln, das war so peinlich. In dem Raum roch es nach den verbotenen Dingen, die Erwachsene nachts machten. Vilma saß im Bett und war dabei, sich ein Kissen hinter den Rücken zu stopfen.

„Guten Morgen! Ich wollte nur die Zeitung ...“ Er schüttelte Rappi ab.

Vilma sah nicht nur anders aus als andere Leute, sie sprach auch anders. Wenn sie „mein großer Junge“, sagte, hörte es sich an wie: Main grrrosserr Jung-gä. Und „Lulle“ klang, als ob das L zu groß für ihren Mund wäre. Als sie ihn begrüßte, klang es wie „Gutä Morrrgän.“ Sie hatte nämlich einen Akzent und das lag daran, dass sie aus Russland kam. „Leg daher!“ sagte sie. „Und komm hier!“ Ihr Zeigefinger krümmte sich und zog ihn durch den ganzen Raum. Er legte die Zeitung auf den Nachtschrank

neben dem Ehebett, wobei er auf ihren entblößten Busen schielte. Das zweite Bett lag unberührt, Herr Kramer war am Wochenende nicht zu Hause gewesen. Jetzt kam Vilmas Hand unter Bettdecke hervor und gab Rappi, der wieder klammerte, einen Klaps auf den Rücken. Mit einem Quietscher ließ der Dackel Lulles Bein los. Sie klopfte mit der flachen Hand auf das Bett. Er durfte sich auf ihr Bett setzen. Mit derselben Geste forderte sie auch Rappi auf, der Hund kroch vergrätzt unter seine Decke am Fußende. Lulle setzte sich. Das Bett machte leise: „liih-aaah!“ Ein Geräusch, das er aus seinen Träumen kannte. Sie nahm eine Schale mit Klümpchen vom Nachtschrank. „Willst du Bonbon?“

Er nahm eins. „Danke!“

Sie beobachtete lächelnd, wie er das Bonbon aus dem Papier wickelte, er fühlte sich unbehaglich unter ihrem Blick. „Nu, bin ich noch deine Prinzessin aus Märchen?“

„Ich glaub doch nicht mehr an Märchen.“

„Was bin ich dann?“

Seit dem letzten Film im Lichtburg-Theater war sie für ihn eine feurige Mexikanerin, aber er schämte sich, das zu sagen. „Zeig mir noch mal, wie du das R sprichst, Tante Vilma“.

Ihre Zungenspitze schob sich zwischen die Lippen und fuhr einmal rund herum, die Lippen öffneten sich, die Zunge zog sich hinter die Zähne zurück. „Ärrr!“

Er sah ihre Zungenspitze flattern und versuchte es auch. „Rrr-rrr-rrr-übenkrrraut.“

Es ging das Gerücht, Vilma wäre als russische Fremdarbeiterin in Wacke gewesen und hätte in einer Munitionsfabrik Granaten gedreht. Lothar Kramer wäre zu der Zeit ihr Chef gewesen. Als es herauskam, dass sie Jüdin war, sollte sie ins Konzentrationslager. Da wäre sie von den Nazis umgebracht worden. Aber Herr Kramer hatte sich in Vilma verliebt und versteckte sie in einem Kellerverschlag, bis der Krieg zu Ende war und es keine Nazis mehr gab. Zum Dank dafür hatte sie ihn geheiratet.

„Wo kommst du her, Tante Vilma?“

„Aus Sibirien.“

Sibirien war ein großer grüner Fleck im Schulatlas. Dort war es so eiskalt, dass im Erdboden seit tausenden von Jahren die tiefgefrorenen Leichen von Riesenelefanten lagen, die aussahen, als wenn sie gestern erst umgekippt wären.

„Ist es kalt in Sibirien?“

„Winter ist kalt, sehr kalt, aber Sommer ist sehr heiß.“

„Wenn es da im Winter so kalt ist, möchte ich nicht in Sibirien sein.“

„Winter ist schönste Zeit, wenn Sonne scheint. Im Frühling der Boden ist Schlamm. Im Sommer und Herbst die Mücken fressen dir auf. Dann kommt Frost und Schnee, das liegt auf dem Landschaft wie weißes Tischdecke auf schmutzige Tisch. Was für eine Pracht! Wie für große Fest.“

Lulle versuchte sich die Pracht des sibirischen Winters vorzustellen.

„Eines Tages du wirst sehen, mein Freund.“ Sie streichelte seine Wange. Sofort drängte der Dackel sich zwischen sie. „Ist eifersüchtig, dieser Hund.“ Lulle kratzte das seidige Rückenfell des Dackels, dieser leckte seinem Frauchen mit seiner langen Zunge die Füße und Vilma streichelte Lulles Wange. Er bekam eine Gänsehaut. Er sah, wie ihre Lider schwer wurden, er schloss seine Augen auch und hielt still, eine Zeitlang war nur ihr Atem zu hören.

Vilmas Stimme kam von weit her aus Sibirien. „Hol mir Morgenrock, bitte!“

Er durfte zuschauen, wie sie in dem geblühten Morgenrock vor dem Spiegel saß und ihr Haar büstete, das in zwei schwarz glänzenden Strömen über ihre Wangen floss. Ihre Nase war nach innen gebogen - eine Sattelnase, sagte Lulles Mutter - und ihre Augen waren schwarz wie zwei Eierbriketts, wenn er genau hinschaute, sah er, dass

sie braun waren. Zum Spaß zog sie mit den Zeigefingern die Haut an ihren Schläfen straff, bis sich ihre Augen schräg stellten. Er nahm die Feder aus dem Schreibzeug, das zur Zierde auf der Frisierkommode stand, und hielt sie hinter ihren Scheitel.

„Wie eine Indianerin!“

Lachend legte sie den Arm um seine Hüfte und zog ihn an sich. Er atmete ihren Duft ein, das Parfüm auf ihrer Haut, der erregend weibliche Geruch ihres Körpers, ließen sein Herz schneller schlagen.

„Musst du nicht in Schule?“ Vilma zeigte auf die Uhr.

„Ach, du Schande!“

Sie drückte ihm einen feuchten Schmatz auf die Backe und schob ihn sanft auf den Flur.

Auf der Straße fiel er endgültig aus seinem Traum. Die Farben waren stumpf, als hätte jemand mit einem Riesenpinsel alles grau getüncht. Ungläubig schaute er zum Himmel - ein grauer Schleier kroch von Westen her über die Häuser. Bald würde er die Sonne erreichen und sie verschlucken.

Kurz vor Ende der zweiten Stunde, als Lehrer Schmidtke den Dreisatz für die Armen im Geiste zum allerletzten Mal erklärte, fing Lulle an, das Schienennetz auf seinem Pult nach rechts hin zu erweitern. Die Schienen waren Rillen, die fast von selbst in dem weichen Holz entstanden, wenn er den Tintenkuli sachte hinein drückte und die Maserung nachzeichnete. Als die Gleise die Grenze zu Öttes Hälfte überquerten, quietschte dieser warnend mit den Gummistiefeln. Lulle unterbrach die Gleisbauarbeiten und hob den Kopf, nicht weil er Angst vor Ötte hatte, sondern um aus dem Fenster zu schauen.

Es war einfach nicht zu fassen.

Heute Morgen hatte er noch von hitzefrei geträumt und jetzt trieben heftige Windböen den Regen über das Dach der Turnhalle, der rotbraune Backstein triefte vor Nässe, aus einem Rohr schoss ein armdicker Wasserstrahl. Wenn er einen langen Hals machte, konnte er den vor Nässe glänzenden, asphaltierten Teil des Schulhofs sehen. Unter den Kastanienbäumen war kein Asphalt, sondern von Pflastersteinen umkreiste schwarze Erde, die sie vorige Woche noch mit Eimern gewässert hatten, damit die Bäume nicht verdursteten. Jetzt musste man eher Angst haben, dass sie absoffen. Auf den Pfützen trieben Blütenblätter, wie Schleim lag das da, hingerotzt.

Die Stimme von Herrn Schmidtke riss ihn aus seinem Traum. „Suchst du da draußen was Bestimmtes, Ludwig?“

„Lulle sucht den gestrigen Tag“, rief Reiher Mostmann.

Auf der Mädchenseite wurde gekichert, das Gekicher löste auf der Jungenseite eifriges Scharren auf den geölten Fußbodenbrettern aus.

„Zwei Mark und fünfundzwanzig Pfennig hat Herr Meier im Zoo bezahlt. Wie viel Karten hat er dafür gekriegt, na?!“ Herr Schmidtke ließ seinen Adlerblick schweifen, ein paar hielten die Luft an, andere schnipsten mit den Fingern, was Schmidtke gar nicht mochte, sein Blick blieb auf Hilde haften. „Hilde.“

Die Klasse atmete aus. Hilde Koslowski war ein früh entwickeltes Mädchen mit fetten Mitessern und fettigen Haaren, das einzige an ihr, was die Blicke anzog, waren ihre großen Möpfe.

„Zw - äh, nee, drei?“

In der Klasse wurde geseufzt.

„Na, prima, Hilde.“ Herrn Schmidtkes Stimme ließ keinen Zweifel, dass er mit der Geduld am Ende war.

Mit draußen spielen war es heute bestimmt nichts, wahrscheinlich durften sie wegen dem blöden Regen nicht raus. Lulle ließ den Kugelschreiberzug durch die Rillengleise sausen.

„Eh, du bist über die Grenze“, flüsterte Ötte und machte eine Bewegung, als wollte er mit der Handkante eine Linie ins Holz fräsen, exakt in der Mitte.

„Und wie viel kostet dann eine Karte? - Otto!“

„Fünf-und-sieb-zig“, flüsterte Lulle.

„Fümmensipsich!“

„Ich wollte das von dir hören, Otto, nicht von dir, Ludwig“, sagte Herr Schmidtke streng. „Wie viel muss also die fünfköpfige Familie Müller an Eintritt bezahlen, Otto?“ Der Unterricht schleppte sich weiter wie ein todmüder Gaul, bis es mitten in das allgemeine Gähnen schellte. Wie erwartet rief Lehrer Schmidtke: „Regenpause!“ Das bedeutete, dass sie im Klassenraum bleiben mussten.

Evi Busse meldete sich. „Darf ich mal raus, Herr Schmidtke? Ich muss mal.“

Lulle wurde aufmerksam.

„Ich muss auch mal müssen“, rief Hilde.

„Die wollen nur rauchen“, rief Speichel.

„Stimmt überhaupt nicht!“

Ob sie nun rauchen wollten oder nicht - eins stand fest: Speichel war ein Arsch mit Ohren. Die Flasche hieß eigentlich Gottfried Leck. Gottfried! Aber weil ihn keiner leiden konnte, nannten sie ihn Speichel-Leck, abgekürzt Speichel. In der Schule wusste Speichel alles, auf der Straße wusste er nichts. Reiher Mostmann war genauso eine Arschgeige.

„Du Affe!“ giftete Evi. „Rache is süß.“ Evi war nicht besonders groß, aber mit ihr war nicht gut Kirschen essen. Speichel sollte sich nur in acht nehmen. Lulle fühlte sich für Evi verantwortlich, warum wusste er nicht.

Die Stimmung in der Klasse stieg. Es dauerte nicht lange, bis Fassi Fastenrath, der Fleischkloß und Fritze Holtey, der Bauernsohn, über Tische und Stühle tobten und sich gegenseitig wie Kanonenkugeln auf die Mädchenseite katapultierten. Die Mädchen beschränkten sich darauf, alles, was an Jungs auf ihrer Seite ankam, mit Gekreisch zurückzuschubsen.

„So ein Kack!“ sagte Ötte mit einem Blick auf die Regenschauer, die gegen die Fenster prasselten. In diesem Moment fiel der dicke Fassi rückwärts gegen das Pult, Öttes Griffelkasten stürzte ab und entleerte sich über die geölten Dielenbretter.

„Fassi, du Arsch mit Ohren!“ schrie Ötte. Fassi gab ihm eine Kopfnuss, musste sich aber gleich schon wieder gegen Fritze Holtey verteidigen, der ihm von hinten in die Kniekehlen boxte. Fassi knickte ein, wie ein getroffener Pferdedieb. Aber auch Lulle erwischte es, er wurde von einem Schuss aus Fränzken Lohses Zeigefinger tödlich getroffen und stürzte zu Boden. Weil er einmal lag, half er Ötte die Stifte einsammeln, wobei er aufpassen musste, dass ihm kein Pferd auf die Finger trat. Er hielt Ötte den Stummel eines Rotstifts vor die Nase.

„Leih mir den mal?“

„Wofür?“

„Wat malen.“

„Is gut.“

Scheinbar ungerührt von dem Tumult streckte Herr Schmidtke seine Beine unters Pult und las Zeitung. Vermutlich hatte er gestern Kegelabend gehabt und litt an einem mächtigen Kater, er konnte sich noch nicht mal dazu aufraffen, Aufgaben an die Tafel zu schreiben. Ab und zu schlug er mit einem Lineal flach auf das Pult, dass es knallte wie ein Pistolenschuss, und brüllte: „Jetzt ist aber Ruhe im Karton!“ Niemand kümmerte sich darum außer ein paar Strebern wie Speichel, dem

Klassenbuchführer, und natürlich Alfons Mostmann, dem ewigen Klassenbesten. Alfons! Welcher Knabe nennt einen anderen Knaben schon Alfons? Sie nannten ihn Reiher, was mit seiner Nase zusammenhing, die allmählich zu bedeutender Größe heranreifte, an seinem Gang, besonders aber daran, dass er bei der kleinsten Aufregung anfang zu reihern. Speichel und Reiher hielten zusammen, wahrscheinlich wegen ihren komischen Vornamen. Schleimscheißer und Arschkriecher, da musste Lulle seinem Vater mal recht geben. Er steckte das Schneewittchen-Bild in die Tasche, dann fragte er Herrn Schmidtke, ob er die Tafel putzen sollte. Der nickte, ohne aufzuschauen, und Lulle schrieb hinter seinem Rücken an die noch feuchte Tafel: „An dem Weiher saß ein GEIER und der kotzte wie ein REIHER!“ Das war besonders komisch, weil sich gleich zwei Todfeinde darin reimten: Geier van Gorum, Hauswirt und Schrotthändler, und Alfons, der Reiher und Oberschlaumeier. Und weil Herr Schmidtke heute anscheinend überhaupt nichts merkte, schrieb er noch: „Der Speichel tropft von der Eichel.“ Dann schlich er sich gemeinsam mit Ötte aus dem brodelnden Klassenraum.

Auf dem Flur stank es nach nassen Mänteln und dem Sauerkraut, das die Frau von Hausmeister Pockelmann auf dem Herd hatte. Der Mief wurde von dem Quietschen der Mädchen zerschnitten, die sich mit heißen Ohren Liebesbriefchen vorlasen: „Otto liebt Hilde.“ (Ötte alias Otto hatte ein Herzchen mit Pfeil gemalt.) „Lulle will Evi küssen.“ (Zwei Kussmünder waren gegeneinander gereckt, ein Herzchen darum.) Am Ende des Flurs zeigte sich der graue Kopf von Fräulein Dassel, wenn sie solche Botschaften abging, führte das zu hochnotpeinlichen Verhören. Bald würde Herr Schmidtke für ein paar Minuten ins Lehrerzimmer gehen, um Kaffee zu trinken, und Fräulein Dassel würde für ihn die Aufsicht mit übernehmen. Von da ab galt nur noch das Gesetz der Prärie.

In der Raumlehrestunde sollten sie lernen, wie man einen Raum ausmisst. Bevor es endgültig losgehen konnte, musste Lehrer Schmidtke noch ein Problem lösen, bei dem er an den Rand eines Zusammenbruchs geriet. Er hatte nur zehn Bandmaße. Deshalb mussten achtzehn Mädchen und sechzehn Jungen auf vier Gruppen zu vier Kindern und sechs Gruppen zu drei Kindern verteilt werden, wobei Feindschaften und Freundschaften zu berücksichtigen waren. Außerdem war Herr Schmidtke ein Gegner von reinen Mädchen- oder Jungengruppen, wegen der Koh-edu-katz-john. Wegen seines schweren Kopfes war der Lehrer heute jedoch zu schwach, um einzugreifen, und überließ es den Kindern selbst, die Gruppen zu bilden. Sie taten es mit rohen Hahnenkämpfen bei den Jungen und boshafte Kränkungen bei den Mädchen. Lulle hielt sich von den Kämpfchen fern, er sah zu, dass er mit Evi in einer Gruppe war. Und da man Evi nicht ohne Hilde Koslowski haben konnte, war das seine Gruppe.

Hilde hatte ein treuherziges Mopsgesicht und den Körper einer erwachsenen Frau. In der Schule waren Evi und Hilde unzertrennlich, aber sonst kam Hilde nie auf die Straße, weil sie zu Hause den ganzen Haushalt alleine machen musste. Im Grunde hatte sie noch nicht mal Zeit, um in die Schule zu gehen. Ihre Mutter saß den ganzen Tag nur auf dem Sofa und las Liebes-Romane. Oder sie glotzte aus dem Fenster. Sie war schon mal in der Heilanstalt Eickelborn gewesen. Bierkempers Bernd meinte, das wäre auch kein Wunder, nach allem, was die Frau mitgemacht hatte. Zuerst war das Haus, in dem sie gewohnt hatte, von einer Bombe getroffen und völlig abgebrannt, dann war ihr Mann in Russland von einer Granate zerfetzt worden. Nach dem Krieg hatte Frau Koslowski wieder geheiratet und noch mehr Kinder gekriegt, bis sie irgendwann durchgedreht und mit dem Bügeleisen auf ihren Mann losgegangen war. Seitdem musste Hilde die Hausarbeit machen. Sie war die

Schülerin mit den meisten Fehltagen im ganzen Regierungsbezirk. Aber wenn sie in der Schule war, hingen die beiden Mädchen aneinander wie Kletten. In den letzten Wochen hatte Evi meistens eine Lederhose an, die von Hosenträgern mit einem aus Hirschhorn geschnitzten röhrenden Hirsch vor der karierten Hemdbrust gehalten wurde. Ihre blonden Haare versteckte sie unter einer Schirmmütze und tat so, als ob sie der Freund von Hilde wäre.

Endlich durften sie ausschwärmen, um die Schule in alle Richtungen zu vermessen. Schmidtke hatte ihnen ausdrücklich verboten, woanders den Unterricht zu stören, sonst war alles erlaubt. Sie stürmten leere Klassenzimmer, die Toilette, den Flur und die Pausenhalle mit Gebrüll. Öttes Gruppe besuchte sogar Frau Pockelmann in der Hausmeisterwohnung und durfte von ihrem Sauerkraut probieren. Schmidtke war es gleichgültig, Hauptsache, er konnte ungestört am Pult vor sich hin dösen.

Evi und Hilde waren so gnädig, Lulle als dritten Mann zu akzeptieren. „Wir nehmen den Dienstraum von Pockel.“ Evi bestimmte das einfach. Hilde trottete lahmarschig hinterher. Lulle blieb nichts anderes übrig zu folgen. „Und wat machen wir, wenn er nich da is?“

„Pockel is da! Der sitzt in seiner Bude und bohrt sich in der Nase“, sagte Evi über die Schulter - und stieß frontal mit dem Hausmeister zusammen, der gerade aus der Tür seines Dienstraums kam. Der Rückprall schleuderte sie gegen Lulle, der von Hildes nachgiebiger Vorderseite aufgefangen wurde.

„Hoppla!“ sagte der Hausmeister.

„Entschuldigung“, sagte Evi.

„Schon gut!“ Der Hausmeister nahm einen Regenmantel vom Haken. Jetzt sahen sie, dass er Gummistiefel anhatte.

„Herr Pockelmann?“

Er zog den Mantel an. „Wat is, Evchen? Ich hab es eilig.“

Evi machte ein wichtiges Gesicht. „Wir sind im Auftrag von Herrn Schmidtke unterwegs.“

„Wir sollen nämlich ihre Bude ausmessen“, sagte Lulle.

Bei dem Wort „Bude“ verzog Herr Pockelmann das Gesicht. Schnell erklärte Evi ihm, um was es ging.

„Ich hab jetzt keine Zeit, Kinder“, der Hausmeister knöpfte den Regenmantel zu, „wir haben nämlich gerade 'ne Überschwemmung in der Turnhalle.“

„Wat?“ rief Hilde und machte ein Gesicht, als wollte sie sagen: Hilfe, ich kann nicht schwimmen.

„Wir können doch schon mal ohne Sie anfangen“, sagte Evi und Lulle meinte: „Wir brauchen ja nur die Länge und die Breite.“

„Meinetwegen.“ Pockel warf ihnen einen strengen Blick zu und ließ sie alleine. Evi wartete ein paar Sekunden, bis seine Schritte auf dem Flur verhallt waren, dann sagte sie zu Hilde: „Geh mal draußen kucken, ob jemand kommt.“

Hilde kniff Evi ein Auge zu. „Ich weiß schon“, sagte sie und schloss betont sorgfältig die Tür hinter sich.

Als alleine waren, fragte Lulle: „Is dat wahr, dat Hilde mit ihrem eigenen Vater in einem Bett pennt?“

„Bah, wat hast du 'ne schmutzige Phantasie.“

„Besser als'n schmutzigen Hals.“

„Außerdem is dat gar nich ihr richtiger Vater.“

„Aber dat ihre Mutter in der Beklopptenanstalt war, dat stimmt doch?“

Außer Hilde hatte Evi keine richtige Freundin. In der Gasstraße gab es keine große Auswahl an Mädchen, die als Freundinnen für Evi geeignet waren. Doris, die Schwester von Reiher Mostmann, hatte genauso eine Streberbrille auf wie ihr

Bruder. Und Sabine Kloses Eltern gingen in dieselbe Sekte wie sein Freund Monner. Sabine kriegte bei jedem Schimpfwort, das sie hörte, Eiterpickel am ganzen Körper, weil ihre Mutter ihr den Mund mit Seife ausgewaschen hatte, wenn sie ein böses Wort gebrauchte. Selbstverständlich durften beide nicht mit Evi spielen. Evi hatte auch gar keine Lust auf diese blöden Ziegen. Zweimal hatte sie mit Christel Groß, dem stillen Mädchen mit der akkurat geschnittenen Pony-Frisur, sonntags ein paar Runden durch die Stadt gedreht, um nach den Jungen zu kucken. Aber dann durfte Christel nicht mehr mit ihr gehen.

„Ich hab wat für dich“, sagte Lulle.

„Wat denn?“

Er zog ein Sammelbild aus der Hosentasche. Sie nahm es und strich es glatt. „Oh, wie schön. Schneewittchen im Glassarg. - Das hab ich noch nicht. Das ist aber lieb von dir.“

Sie stellten sich gegenüber auf und legten ihre Hände auf die Hüften des anderen. Ihre gespitzten Münder näherten sich so vorsichtig, als ob bei der Berührung eine Explosion zu befürchten wäre. Beim Küssen musste man unbedingt die Augen schließen. Für ein paar Sekunden blieben sie unbeweglich stehen, ihre Lippen berührten sich kaum. Evis Schweiß roch ein bisschen nach Käse, ihrem Hemd entströmte der Geruch von Bonbons und feuchtem Zeitungspapier. Nach dem Kuss wurden ihre blauen Augen ganz weit, als wollte sie sagen: War das schon alles?

Lulle wusste nicht, was sie von ihm erwartete. Ein Feuerwerk?

„Jetz'n Zungenkuss.“ Sie öffnete ihre feuchten Lippen, ihre Zunge besuchte seine Zunge. Er wich zurück, aber sie hielt ihn fest und ihre Zunge kitzelte seinen Gaumen. Lulles Knie fingen an zu zittern, sein Atem ging tiefer, seine Hose wurde ihm zu eng. Sachte fing Evi an, sich an ihm zu reiben. Da klopfte es und sie zuckten auseinander. Es war Hilde. „Mir ist langweilig.“ Sie grinste. „Warum habt ihr denn so rote Bomben?“

„Wir müssen jetzt anfangen“, sagte Lulle.

In dem Punkt waren sie sich einig. Hilde setzte sich auf Pockelmanns Tisch, stopfte sich einen Nappo-Block in den Mund und schaute zu, wie Evi arbeiteten. Evi robbte mit dem Heiß-es-nun-Bandmaß-oder-Maßband an den Fußleisten entlang. Lulle machte eine Skizze von dem Raum und trug die Maße ein.

„Fertig!“

Als Evi gerade Hildes Oberweite messen wollte, hörten sie den Hausmeister draußen auf dem Flur, wie er den nassen Regenmantel ausschüttelte. Er setzte sich, um ächzend die Gummistiefel gegen normale Schuhe zu tauschen.

„Is schlimm, die Überschwemmung, Herr Pockelmann?“ Lulle fragte von Mann zu Mann.

„Schlimm genug. Aber ich habe es zum Glück noch früh genug gemerkt.“

„Haben Sie'n Eimer drunter gestellt?“

Der Hausmeister schmunzelte. „Genau das haben wir gemacht.“ Er band seine Schnürriemen zu. „Du kennst dich wohl aus, wie?“

Lulle nickte eifrig. „Dat macht Bierkempers Bernd nämlich auch immer, wenn es bei ihm durchkommt.“

Pockelmann nahm die Thermoskanne, die auf dem Tisch stand und füllte den Becher mit dampfendem Kaffee. „Ah!“ Er leckte sich den Schnurrbart.

„Dabei war es heute morgen noch so'n tolles Wetter“, sagte Evi.

„Tja“, sagte der Hausmeister, „so ist dat nun mal bei uns in der Gegend.“

Sie zeigten ihm die Grundriss-Zeichnung.

„Dat sieht doch schon ganz passabel aus. Jetzt passt mal auf, wat ich hab.“ Er griff hinter einen Schrank und holte eine Papprolle hervor. Die Kinder schauten gespannt zu, wie er den Staub von einem großen Bogen durchsichtigem Papier wegblies.

„Dat sind ja Pläne auf Pergamentpapier“, rief Lulle. „Sind die von unserer Schule, Herr Pockelmann?“

„So ist es, mein Freund, das sind Grundrisse von unserer Schule.“

„Da hätten wir ja gar nicht zu messen brauchen“, sagte Evi.

„Dat könnte dir so passen, Evchen.“

„Ich heiß nich Evchen, ich heiß Evi. Richtig heiß ich Evelyn mit Ypsilon.“

„Is gut, Evi. Ich heiß auch nich Pockel.“ Er breitete einen Bogen auf dem Tisch aus und strich ihn glatt. „Da könnt ihr nachgucken, ob ihr richtig gemessen habt. - Dat hier ist der Raum.“ Sein Finger umfuhr ein Viereck und tippte mit dem Nagel auf einen bestimmten Punkt. „Und hier sind wir jetzt.“ Sie verglichen die Maße. „Dat stimmt ja einigermaßen, wat ihr da gemessen habt. Dat könnt ihr so lassen.“

„Dürfen wir noch so lange hier bleiben, bis wir die Quadratmeter ausgerechnet haben, Herr Pockelmann?“ fragte Evi.

„Geht in Ordnung, Evelyn.“ Der Hausmeister kniff ihr ein Auge zu und verschraubte die Thermoskanne. „Ich muss jetzt wieder an die Wasserfront.“

Die Regenwolken sanken tiefer und tiefer, bis sie schwer auf den Dächern lasteten. Der Wind trieb den Regen in flatternden Schleiern über die Straße. Durch den Rinnstein wälzte sich ein Strom aus Regenwasser. Er riss Laub, Zweige, Papier und Dreck mit sich und spülte alles in den Gully. Bald würde er verstopft sein und die Straße unter Wasser setzen.

Auf dem Heimweg gingen Ötte und Lulle an den Baracken des Falken-Heims entlang. Die „Falken“ waren so etwas Ähnliches wie die Pfadfinder oder der CVJM. Im Vorbeigehen schauten sie durch die Fenster und sahen kleine Kinder mit Bauklötzchen Burgen bauen. Ötte kriegte einen langen Hals und große Augen. Lulle wusste, das Ötte manchmal in das Falken-Heim ging.

„Na, möchte Klein-Öttlein gerne mitspielen?“ fragte er.

„Blödmann!“

Lulle hatte selbst schon überlegt, ob er nicht zu den Falken gehen sollte, weil die Ferienlager an der Wackerbach-Talsperre machten und sogar einmal im Jahr an die Nordsee fuhren. Aber es war verboten, ins Falken-Heim zu gehen, sein Vater behauptete, dort würden rote Eier ausgebrütet und die wären von den Russen ferngesteuert. Monner durfte auch nicht, seine Mutter hasste die Sozialisten, weil sie nicht an Gott glaubten.

Das beste an Ötte war, dass es so einfach war, ihn zu triezen. Auf dem Heimweg von der Schule sagte er, bei dem Wetter dürfte er bestimmt nicht raus. Seine Mutter war immer in Sorge, dass ihr kleines Öttleinchen sich erkältete und ein Hüsterchen kriegte. Oder er hatte schon wieder Stubenarrest und wollte es nicht zugeben. Wahrscheinlich sperrte ihn seine Mutter zur Strafe dafür ein, dass er so klein geblieben war. Sie hatte ihn in Windeln verpackt, bis er in die Schule kam. Alle paar Wochen setzte sie ihm einen Topf auf, der gerade die Schädeldecke bedeckte und rasierte rundherum alles kahl. Frau Maurer war nicht viel größer als Ötte und sah so aus wie die Liliputaner im Zirkus Barrabani, der neulich auf dem Kirmesplatz gewesen war. Alle Angehörigen der Familie Maurer hatten merkwürdig hohe Schädel und kurze Arme und Beine, Ötte auch. Die Maurers wohnten auf dem Gelände der Schraubenfabrik. Der rotbraune Ziegelbau sah mit seinen Zinnen und Türmchen aus wie ein mittelalterliches Kastell. Ötte bog in die Einfahrt auf den Fabrikhof ein. „Tschüss!“ Bevor eine rostige Stahltür ihn verschluckte, zeigte Ötte den geheimen

Gruß ihrer Bande. Er gab sich Mühe, es richtig zu machen, aber wegen seiner kurzen Arme sah es lächerlich aus. Armer Ötte.

Lulle sah Monner schon von weitem die Kölner Straße herunterkommen. Im Gegensatz zu ihm hatte Monner eine Jacke an, lange Hosen und feste Schuhe. Aber die Kapuze von seinem Anorak hatte er trotz des Regens nicht über den Kopf gezogen, dazu war er zu stolz. Und seine Tonne trug er nicht auf dem Rücken, sondern an der Hand, das machten die Oberschüler alle, obwohl man davon einen schiefen Rücken kriegte. Monner war Lulles Freund, sein bester Freund sogar. Sein richtiger Name war Helmut Simmel, warum er Monner genannt wurde, wusste keiner. Monner machte ein Geheimnis daraus. Er machte aus allem ein Geheimnis. Es konnte etwas mit Mond zu tun haben, weil er so ein Vollmondgesicht hatte. Oder damit, dass er in dem höchsten Haus der Gasstraße wohnte und in seinem Dachkammerchen dem Himmel näher war, als sonst jemand. Man musste einen Spitznamen haben. Wenn einer keinen hatte, bewies das nur, dass er nicht richtig dazugehörte. Lulle war ja auch einer. Eigentlich hieß er Ludwig, aber so nannte ihn nur Lehrer Schmidtke und seine Mutter, wenn sie böse war. Als er noch ganz klein war, hatte sie ihn Lulein genannt oder Lule, beides mit langem U, daraus war Lulle geworden – mit kurzem U.

Sie schlüpfen in den Eingang vom Scharfen Eck, da stank es abscheulich nach Gastwirtschaft. Monners grüner Anorak war vor Nässe schwarz wie seine Haare, die klatschnass an seinem Schädel klebten. Sie tauschten den Geheimgruß aus.

„Warst du schwimmen?“ Monner zerrte mit zwei Fingern an Lulles Hemd. Lulle hob einen Fuß und ließ das Wasser von der Sandale abtropfen. „Heute Morgen hat noch die Sonne geschienen“, sagte er. „Egal! Wat is mit dem Kran? Has'se heute Zeit?“

„Heute geht nicht, wir schreiben morgen 'ne Lateinarbeit.“

Seitdem er zum Gymnasium ging, musste Monner so viel lernen, dass er kaum noch Zeit hatte. In dem Punkt kannte Frau Simmel keine Gnade.

„Dann morgen?“

„Morgen geht es auch nicht, weil ich in den Tempel muss.“ Monner tat so, als müsste er davon kotzen. „Meine Mutter ist ständig hinter mir her.“

„So kriegen wir den Kran nie fertig.“

„Ich kann da auch nix dran machen. Du weißt ja – die Sekte ist ...“ Er ließ offen, was mit der Sekte war, aber Lulle konnte es sich denken. „Kannsse überhaupt noch mal irgendwann?“

„Nächste Woche.“ Ungeduldig griff er nach seiner Schultasche. „Ich muss rauf. Meine Mutter wartet mit dem Essen.“

Lulle schaute ihm nach, wie er mit gewagten Sprüngen das ausgedehnte Pfützensystem der Gasstraße durchquerte, bis er sich vor Nummer 67 noch einmal umdrehte und den Teufelsgruß zeigte – eine Faust, Zeigefinger und kleiner Finger abgespreizt wie Hörner – bevor er im Eingang verschwand.

In Wacke gab es so viele Sekten, dass man mit den Namen durcheinander kam: War jetzt Monners Sekte reformiert-protestantisch oder protestantisch-lutherisch oder neuapostolisch? Bei „apostolisch“ sah er Jesus auf einer Wolke in den Himmel fahren. Sein Vater behauptete, die Fabrikbesitzer in der Gegend hätten voriges Jahrhundert Sekten gegründet, damit sie ihre Arbeiter besser unter Kontrolle hatten.

„Damit sie die möglichst auch noch in ihrer Freizeit dumm quatschen konnten.“ Wenn es gegen die Pfaffen, gegen die Regierung oder gegen die Unternehmer ging, dann kam sein Vater genauso in Form wie gegen die Russen. „Die Scheinheiligen“, sagte er, wenn Simmels in ihrem Sonntagsstaat aus Nummer 67 kamen. „Jetzt dackeln sie wieder in den Tempel!“

Monners Vater war Angestellter bei der Sparkasse und verbrachte jede Mittagspause zu Hause. Seine Mutter hatte zwar im Büro gelernt, aber sie ging nicht mehr arbeiten, weil Herr Simmel meinte, eine Frau gehört ins Haus.

Auf Lulle wartete niemand, wenn er aus der Schule kam. Wen konnte es schon interessieren, ob er mittags pünktlich kam? Seine Mutter schwang in der Fabrik den LötKolben und sein Vater putzte irgendwo zwischen Dortmund und Essen Türklinken, schwätzte den Leuten Staubsauger und Waschmaschinen auf. Lulle wäre auch gerne zum Gymnasium gegangen, am liebsten zusammen mit Monner in derselben Klasse. In der Elternsprechstunde hatte Herr Schmidtke seiner Mutter empfohlen, ihn nächstes Jahr auch zur höheren Schule zu schicken.

„Dat müssen Sie mir nich erzählen, Herr Schmidtke“, sagte Martha Terscheidt. „Sagen Sie dat mal meinem Mann. Dem hab ich schon zugeredet wie'nem kranken Pferd.“

Herr Schmidtke schüttelte den Kopf über soviel Verbohrtheit. „Ich werde Ludwig auf jeden Fall für das Gymnasium vorschlagen.“

Lulles Vater war strikt dagegen. „Kommt überhaupt nicht in Frage!“ Ihm war der Gedanke unerträglich, sein Sohn wäre schlauer als er.

Basta!

Zum Glück wohnten die beiden Freunde nebeneinander in der Gasstraße. Monner in Nummer 67 und Lulle in 69, einem Fachwerkhaus mit einer Fassade aus schwarzem Schieferschindeln, mit weiß lackierten Fensterrahmen, grünen Türen und Schlagläden, davon gab es in Wacke viele. Früher war es bestimmt einmal sehr hübsch gewesen, jetzt blätterte an Türen und Fenstern die Farbe ab. Darunter kam ausgelaugtes Holz zum Vorschein, das an den Stellen wegfaulte, wo die Nässe sich hielt. Der Schiefer war grau und so morsch, dass sie unter der Kreide zerbröselten, wenn man darauf malen wollte. Das Dach hing durch wie ein altersschwacher Pferderücken.

Lulle stieß die Haustür mit dem Fuß auf. Im vorderen Flur war links eine Tür mit einem Emailleschild, auf dem stand UHRMACHER-WERKSTATT, dahinter saß Opa Jakubeit an seiner Werkbank. Zwischen dem vorderen Flur und dem Treppenhaus war eine Zwischentür, über deren bunten Scheiben noch ein Schild angeschraubt war: HOTEL SOLEDAD. Bierkempers Bernd hatte es aus Spanien mitgebracht.

Gleich rechts dahinter stand Jakubeits Waschmaschine, daneben war die Wohnungstür, durch die man direkt in die Küche kam, wo Oma Jakubeit in ihren Töpfen rührte. Ein Gestank zog durch die Türritzen, der um so widerlicher war, weil Lulle sich nicht vorstellen konnte, wie er zustande kam. Und heute mischte er sich auch noch mit dem Modergeruch, der bei Regen vom Keller heraufkam. Sein Vater hatte vor, im Keller eine Champignon-Zucht aufzumachen. Damit wollte er so viel Geld verdienen, dass er nie wieder zu arbeiten brauchte. Man wusste nie, was er ernst meinte.

Vor Jakubeits Tür beschlich Lulle ein mulmiges Gefühl, denn die Geister der toten Fuhrleute, die angeblich vor langer Zeit in Nummer 69 gezechet hatten, schienen sich in Jakubeits Katakomben besonders wohl zu fühlen. Ernst van Gorum, der Schrotthändler, dem die Häuser Gasstraße 67 und 69 gehörten, hatte gleich nach dem Krieg an dem Haus Nummer 69 einen Anbau hochziehen lassen, um dort sein erstes Büro einzurichten. Kurzerhand ließ er im Parterre drei Fenster zumauern. Anders als die Werkstatt und das Schlafzimmer hatte Jakubeits Küche nur ein einziges Fenster, dafür hatten die Maurer einen engen Lichtschacht gelassen. Obendrein warf das Haus Nummer 67 den ganzen Tag seinen Schatten über diese Seite der alten Herberge. Die Sonne mochte noch so strahlen – in Jakubeits Küche

kam nichts als staubgraues Dämmerlicht an. Die beiden Alten liebten die Finsternis, denn anstatt nun das Tageslicht durch alle anderen verfügbaren Fenster hereinzulassen, hielten sie die Schlagläden sogar tagsüber geschlossen. Angeblich wegen Oma Jakubeit ihrer Migräne. Lulle stellte sich die Migräne als Schlange mit vielen Zähnen vor, die im Gehirn lebte. Manchmal kletterte er aus dem Küchenfenster auf das Dach des Anbaus, legte sich auf die würzig duftende Dachpappe und linste durch den Lichtschacht in Oma Jakubeits Töpfe, um zu sehen, was für Ekel-fatekel-kacke-rotze sie da zusammenkochte. Er durfte sich dabei nicht von Herrn Wehring, dem Tabakhändler, erwischen lassen, an den van Gorum den Anbau inzwischen vermietet hatte, Wehring hatte es gar nicht gerne, wenn man ihm aufs Dach stieg.

Die Treppe bewältigte er, indem er jedes Mal zwei Stufen auf einmal nahm und dann wieder eine Stufe rückwärts ging. Es kam darauf an, dass er mit dem linken Fuß zuerst auf den Treppenabsatz trat. Noch auf dem Flur streifte er die aufgeweichten Sandalen von den Füßen. Den Wohnungsschlüssel trug er an einer Kordel um den Hals. Drinnen zog er die nassen Sachen aus, sogar die Unterhose war feucht, hängte sie an die Leine über dem Herd, und schlüpfte in seinen dunkelblauen Trainingsanzug. Alles musste leise geschehen, denn es war möglich, dass sein Vater noch im Bett lag. Konnte ja sein, dass er sich bei dem Wetter frei gegeben hatte und, wenn er ihn hörte, ihm den Auftrag gab, in irgendeine stinkende Amtsstube zu gehen, wo man sich vorher in eine Schlange einreihen musste. Da hieß es: Warte, bis du dran kommst! Stundenlang! Und warten war das Schlimmste. Auf dem Küchentisch stand noch seine Frühstückstasse, verstreute Haferflocken auf dem grünen Linoleum, zimtbraune Zuckerkörnchen, Kakao. Er lauschte auf Zehenspitzen an der Tür zum Schlafzimmer.

Der Alte war weg. Das war gut.

Mit dem angefeuchteten Zeigefinger tupfte er den Zucker und den Kakao auf, leckte ihn ab, stellte die Tasse weg, wischte den Tisch ab. In der Backröhre stand ein Topf Schnibbelbohnen mit Bauchspeck, den seine Mutter am Abend vorher gekocht hatte, er musste ihn nur noch aufwärmen. Der Feuerstein sprühte Funken, mit einer schwachen Explosion entzündete sich das Gas, die Flammen fauchten blau aus den Düsen, er stellte den Topf darauf. In dem warmen Luftstrom rubbelte er seine Haare mit einem Handtuch trocken und machte sich daraus einen Turban. Als es angebrannt roch, nahm er den Topf vom Gas und setzte sich damit an den Tisch. Dazu aß er zwei Scheiben Graubrot mit Margarine.

Nach dem Abwasch hockte er auf der Schlafcouch. Aus Kramers Wohnung drangen Operettenmelodien. Plötzlich hatte er ein mulmiges Gefühl im Bauch. Wann der Regen aufhörte, wusste kein Mensch, noch nicht mal Lehrer Schmidtke und der wusste sonst alles. Er riss die Gardine zur Seite und fegte dabei den Wecker herunter, der scheppernd unter den Sessel rollte, nicht so schlimm, er hatte schon einige Stürze überlebt. Neulich hatte seine Mutter ihn nach seinem Vater geworfen, aber nicht getroffen. Nur der Wecker wäre beinahe an seinen schweren Verletzungen gestorben. Opa Jakubeit hatte gesagt, er würde ihn endgültig zum letzten Mal reparieren, sie sollten sich endlich einen neuen kaufen.

Lulle starrte in das grässliche Grau. Sogar der Hahn auf dem Turm von St. Marien war von Wolken verhüllt. Es regnete und regnete, die Straßenkreuzung stand schon unter Wasser. Und es hatte sich abgekühlt. Wie gerne wäre er jetzt durch den Wilden Westen geritten. Nicht mehr als hundert Meter waren es bis ins Abenteuerland, wo er Billy Jenkins war und ein Held. Aber draußen konnte man höchstens Überschwemmungs-Katastrophe spielen. Er hätte weinen können.

Die Hausaufgaben! Er würde das Lineal brauchen, um sie zu erledigen. Irgendwo war eins, das wusste er, vierzig Zentimeter lang, mit Stahlkante, hervorragend als Säbel geeignet. Er fand es im Schlafzimmer und ließ es durch die Luft sausen, es surrte wie eine angriffslustige Hornisse, wenn man es am Toilettentisch federn ließ. Aus dem großen Spiegel schaute ihn ein Unbekannter an, ein Junge mit einem Turban, einer Pumphose und einem weißen Hemd. Für einen winzigen Moment war er verwirrt, dann sprang er in die Luft und fuchtelte mit dem Lineal herum. Der Säbeltanz. Er könnte zu Karneval als Türke gehen. Er stieß einen Schrei aus und machte einen Ausfallschritt gegen sein Spiegelbild. Der Sultan wollte, dass ein Exempel statuiert wurde. Der Großwesir kannte keine Gnade. Das Maß dieses Schurken war gestrichen voll. „Ich bin der Vollstrecker“, schrie er so laut, dass sich bei Kramers der Radiosender verstellte. Nach und nach hackte er dem Schurken alles ab, was an seinem Körper überstand. Alles. Erst die großen Glieder, dann das kleine. Schließlich stand der Feind nur noch als Rumpf da und blutete aus allen Löchern. Den Kopf ließ er ihm. Damit er sehen konnte, wie beschissen er aussah. Nur die Zunge schnitt er ihm raus. Das Gejammer war nicht zu ertragen. Aber alle Scheingefechte halfen nichts, er kam nicht darum herum, den Kampf mit der Wirklichkeit aufzunehmen. Er holte seinen Tornister und setzte sich an den Küchentisch. Im Aufgabenheft stand:

1. Zeichne einen Grundriss eurer Wohnung!
2. Zeichne die Möbel ein!

Eigentlich zeichnete Lulle gerne Pläne, besonders solche, mit denen man verborgene Schätze finden konnte. Er ließ seinen Blick in der Küche umherwandern. In der Mitte stand der Küchentisch mit drei Stühlen darum, alle mit grünem Linoleum belegt. Den vierten Stuhl hatte seine Mutter ins Schlafzimmer gestellt, weil man immer mit der Küchentür dagegen gestoßen war. Seine Eltern waren die einzigen im Haus, die noch kein elektrisches Licht hatten. Über dem Tisch hing eine Gaslampe von der Decke, deren Leuchtstrümpfchen furchtbar teuer war und so empfindlich, dass man es am besten noch nicht mal ankuckte. Es wäre kein Problem gewesen, eine Leitung an die Zimmerdecke zu legen, seine Mutter hatte deswegen schon mit Bierkempers Bernd gesprochen, aber sein Vater stritt sich noch mit dem Hauswirt herum, wer das bezahlen sollte. Das Modernste in der Wohnung war die Saba-Musiktruhe, die seine Mutter sich vom Munde abgespart hatte. Darauf stand ein Buddelschiff, das seinem Vater gehörte. Der hatte immer zur Marine gewollt, aber weil er so kurzsichtig war, hatte es nur zum Stoppelhopser gereicht. Aber Karneval! Ja, im Karneval, da setzte Addi Terscheidt eine Kapitänsmütze auf und sang: „Johnny hat in jedem Hafen 'ne Braut!“ Und rief: „Hummel, Hummel! Mors! Mors! - Hein, duck dich, da kömmt'n dicken Dampfer!“

Herr Schmidtke hatte gesagt, sie sollten sich überlegen, an welcher Stelle im Haus ihre Wohnung läge, welcher Stock, welche Seite. Sie sollten sich das Haus gewissermaßen durchsichtig vorstellen. Lulle schloss die Augen und stellte sich vor, wie er zur Haustür hereinkam und die Treppen hinaufging, bis er vor ihrer Wohnungstür stand. Er stellte sich sogar das Messingschild vor, auf dem in altmodischen Buchstaben der Name seines Vaters stand: Adolf Terscheidt. Mit einem tiefen Seufzer schrieb er in Schönschrift auf ein Blatt aus seinem Zeichenblock: Die Wohnung der Familie Terscheidt.

Mit Hilfe des Lineals zeichnete ein Rechteck. Das sollte die Küche sein. Ein zweites Rechteck für das Schlafzimmer. Zwei Rechtecke - das war schon die ganze Wohnung. Fertig. In dem Fall war es gut, dass sie nur zwei Zimmer hatten, da konnte seine Mutter sagen, was sie wollte. Sie meinte, eine Küche ohne Spülstein und Wasserhahn wäre gar keine richtige Küche. Und eine Wohnung, wo man sich auf

dem Flur waschen müsste, wäre überhaupt keine richtige Wohnung. Kramers zum Beispiel, ihre Nachbarn, hatten einen eigenen Spülstein in der Wohnung. Bei Kramers war das Gasrohr abmontiert, dafür hing an der Decke eine hübsche elektrische Lampe aus Glas. Und sie hatten ein Zimmer mehr. Der Traum seiner Mutter: Eine Küche und ein Wohnzimmer zu haben. Dabei hatten Kramers noch nicht mal Kinder, nur Rappi, den Dackel.

Ein Zollstock ist ein vielseitiges Spielzeug, das man in ein Gewehr verwandeln kann, um sich selbst in Billy Jenkins zu verwandeln, der lakonisch sagt: „Hol's der Teufel, Schwarzer! Dein letztes Stündlein hat geschlagen!“ Und sorgfältig durch das Fenster auf den Schwarzen Banditen zielt. Ein Schuss und der Schurke stürzt von der geraubten Postkutsche. Es war Jochen, der mit Hut und Gummimantel auf Dahlmanns Pferdefuhrwerk sitzend die Kölner Straße herunterkam. Als Lulle ihn erledigt hatte, ließ er sich auf alle Viere nieder und kroch mit dem Zollstock bewaffnet über das wolkige Linoleum auf dem Fußboden. Hinter den Küchenschrank und unter die Schlafcouch reichte er nicht, da musste er die gelbe Latte vor sich herschieben, bis sie an die Fußleiste stieß. Unwahrscheinlich, wie viel Beine und Füße eine Küche hatte. Er schob den Sessel weg, in dem sein Vater immer seine Krimis verschlang. Der Wecker kam zum Vorschein. Das Glas war aus dem verbeulten Gehäuse gefallen. Er stellte ihn wieder auf seinen Platz auf der Fensterbank. Hinter der Musiktruhe begegnete er einer dicken Glasmurmel, die er schon lange vermisst hatte. Die Tür zum Schlafzimmer musste eingezeichnet werden. Man konnte sie nicht ganz aufmachen, weil sie an den Gasherd stieß. Aus dem Küchenherd stieg die Ofenpfeife auf, die den Qualm durch einen gefälten Knick in das Schornsteinloch führte. Darüber erstreckte sich ein brauner Wasserfleck bis zur Decke, wegen dem seine Eltern sich stritten, wenn ihnen kein anderer Grund einfiel. Die rußigen Finger wischte er an seiner Hose ab und trug die Maße in die Zeichnung ein. Es dauerte eine ganze Weile, bis ihm auffiel, dass der Zollstock, mit dem er unter den Möbeln herumgestochert hatte, abgebrochen war und nur noch 172 Zentimeter hatte. So ein Mist! Jetzt musste er alle Maße korrigieren.

Aber warum eigentlich? Herr Schmidtke kannte ihre Wohnung doch gar nicht, also konnte er auch nicht wissen, wie groß sie war.

In Schönschrift schrieb er: Unsere Möbel. Das unterstrich er mit dem Lineal, leider verschmierte der Strich etwas, als er das Lineal wegzog. Ein blauer Fleck. Der Füller kleckste, aber mit dem Kuli durften sie nicht schreiben, weil das die Handschrift verdarb. Im Ofenschoss fand er einen Stoffetzen, mit dem er den Füller abwischte. Jetzt waren seine Finger nicht nur mit Ruß, sondern auch noch mit Tinte beschmiert. Er schrieb: 1 Ofen, 1 Gasherd, 1 Küchenschrank, 1 Tisch, 3 Stühle, 1 Sessel, 1 Musiktruhe, 1 Rauchtisch, 1 Schlafcouch. Die Küche hatte er geschafft, jetzt noch das Schlafzimmer, dann war er fertig.

Sein Freund Monner musste viel mehr zeichnen, Simmels hatten sogar ein eigenes Badezimmer. Und Monner besaß ein eigenes Zimmer unter dem Dach. Das konnte man auf einem Blatt gar nicht zeichnen, weil es dreidimensional war, da müsste man zwei Blätter übereinander haben. Friedbert van Gorum mit seiner Villa wäre ganz schlecht dran. Der käme noch nicht mal mit zwei Blättern aus. Aber Friedbert war im Internat, da machten sie so was vielleicht gar nicht.

Im Schlafzimmer roch es nach seinen Eltern. Das Bettzeug war aufgebauscht, es sah aus, als ob sich jemand darunter versteckte. Lulle erschrak. Er traute seinem Vater solche Tricks zu. Sogar leer wirkte das Bett bedrohlich. Daran änderte auch das Bild mit der Zigeunerin nichts, das über dem Ehebett hing. Vor den Fenstern zum Hof hingen Netzgardinen, in denen man sich für alle Zeiten verfangen konnte.

Gegenüber ragte wie eine Gefängnismauer die Ziegelwand von Haus Nummer 67

auf. Um von hier aus den Himmel zu sehen, musste Lulle sich weit aus dem Fenster lehnen.

Der Spiegel auf der Frisierkommode seiner Mutter war dreiteilig mit zwei klappbaren Seitenspiegeln. Wenn er sie in einem bestimmten Winkel zueinander stellte, wurde Lulle in einem weiten, abwärts führenden Bogen scheinbar bis in alle Ewigkeit widergespiegelt, je weiter, desto grüner wurde es. Er konnte sich sogar selbst so sehen, wie andere Leute ihn sahen, nämlich nicht seitenverkehrt. Der Scheitel war auf der falschen Seite, die eigentlich die richtige war. Ihm wurde schwindelig. Vorsichtig schob er den Parfümzerstäuber mit seinen rosa Troddeln, das Puderdöschen, das Maniküre-Etui und das Fläschchen mit Parfüm beiseite, um den Zeichenblock dort hinzulegen.

Er schrieb: 1 Kleiderschrank, 1 Frisierkommode, 2 Betten, 2 Nachtschränken, 1 Stuhl, 1 Wäschtruhe.

Plötzlich ein blauer Fleck auf dem hellen Birkenholz der Frisierkommode. Oh, Schreck lass nach! Er spuckte auf seinen Hemdsärmel, um ihn wegzuwischen. Der Fleck ging auf das Hemd über, auf der Birke blieb ein blassblaues Wölkchen. Unübersehbar. Schnell die Porzellanmuschel aus drüberschieben: Gruß aus Norderney.

Auf allen Vieren über den Bettvorleger kriechend, einem stinkigen Schaffell, vorbei an dem Eimer, in den sein Vater nachts pinkelte, arbeitete er sich bis zu dem Nachtschränkchen vor, darunter stieß der Zollstock auf Widerstand. Ein dickes Buch, auf dem stand in Goldschrift „Die Heilige Bibel“. Seit wann las sein Alter in der Bibel? Im Bett! Schwer und schwarz erinnerte sie ihn an den Psalm, den er noch auswendig lernen musste. Der Wälzer klappte auf und spuckte eine Fotografie aus, die auf den Boden segelte und auf dem Gesicht liegen blieb. Es war eine Postkarte mit Büttenrand, wie sie der blaue Hölter in seiner Dunkelkammer auch machte. Sein Stempel war allerdings nicht hinten drauf. Er drehte das Foto um. Was er sah, hatte eine ähnliche Wirkung wie neulich, als er so blöd gewesen war, die blanken Drähte der elektrischen Leitung zu berühren.

Die Frau kniete vor dem Mann und lutschte ihn ab. Beide waren nackt, trugen aber schwarze Masken, die nur die Augen, die Nasenlöcher und den Mund frei ließen. Die Lippen der Frau quollen aus dem Mundschlitz. Lulle wollte wegschauen - aber es ging nicht, er war gelähmt, kniete vor dem Bett seines Vaters und starrte auf das Foto, bis die Konturen farbige Ränder bekamen und er blinzeln musste. Aber es blieb dabei: der Mann hatte der Frau seinen Schwanz in den Mund gesteckt, durch den Schlitz der schrecklichen schwarzen Maske.

Heiß durchzuckte ihn ein Gedanke, dass seine Mutter früher von der Arbeit kommen könnte. Oder sein Vater. Dann Gnade ihm Gott. Niemand durfte wissen, was er wusste. Er musste das Foto in die Bibel zurücklegen, musste sie unter den Nachtschrank schieben - aber er war zu Stein erstarrt. Schließlich schaffte er es mit einer gewaltigen Kraftanstrengung, den Schalter in seinem Gehirn umzulegen, ein sanfter Ruck in seinem Kopf.

Als er wieder denken konnte, saß er am Küchentisch. Der Grundriss der Wohnung lag vor ihm, nur die Möbel fehlten noch darin, aber so sehr er sich auch anstrengte - es gelang ihm nicht, auch nur einen Strich zu ziehen. Was konnte es bloß für einen Grund geben, ihn einer Frau in den Mund zu stecken? Ein Pimmel war doch kein Schnuller.

Der Küchentisch ist ein Rechteck.

Ob sie am Ende doch vom Küssen Kinder kriegten?

Das Zimmer ist ein Rechteck.

Aber das war so verdammt bescheuert, da konnte man auch gleich wieder an den Klapperstorch glauben.

Ein kleines Rechteck in der Mitte von einem großen Rechteck.

Warum trugen sie die Masken?

Die Wohnung besteht aus Rechtecken und Rechtecke zeichnen war so pippileicht, dass er diesen Teil der Aufgabe genauso gut morgen in der Schule erledigen konnte. In der ersten Stunde hatten sie Zeichnen bei Frau Deimling, das passte gut, und seine Rechenaufgaben konnte er dann gleich auch noch machen. Er packte das ganze Zeug in den Tornister und schob ihn an seinen Platz zwischen Küchenschrank und Wand.

Das Geheimnis der Bibel musste enträtselt werden. Auf dem Wecker war es fünf nach zwei. Das konnte nicht stimmen. Heftiges Rütteln änderte nichts, in dem gequälten Maschinchen rasselte es, als wenn sämtliche Zahnräder aus dem Uhrwerk gefallen wären. Lulle kuckte aus dem Fenster. Uhlig's hatte ihr Lebensmittelgeschäft noch nicht aufgeschlossen, also konnte es noch keine drei Uhr sein. Eigentlich konnte er sich darauf verlassen, dass sein Vater um diese Zeit nicht nach Hause kam, aber seine Mutter kam manchmal vor halb fünf, das hing mit ihrem Akkord zusammen. Niemand durfte ihn überraschen. Er schleppte das schwere Buch in die Küche, dann öffnete er die Tür zum Flur einen Spalt, damit er hörte, wenn jemand kam. Behutsam ließ er die dünnen Seiten an seinem Daumen vorbeigleiten.

Die Frau lag auf dem Rücken und der Mann halb im Liegestütz zwischen ihren Beinen verrenkt, damit jeder genau sehen konnte, was er mit seiner Zunge machte. Es war eine unwahrscheinlich lange Zunge, die sich wie eine Schlange aus seinem Mund wand. Lulle fürchtete sich vor dieser Zunge. Die schwarze Masken waren mit Nieten beschlagen wie das Zaumzeug von einem Pferd. Er fand noch vier andere Fotos, die alle ähnlich waren, aber das fünfte Bild war anders geschnitten, zeigte ein anderes Paar und einen anderen Hintergrund. Und sie trugen keine Masken. Aber jemand hatte der Frau das Gesicht zerkratzt, trotzdem kam sie ihm bekannt vor. Und den Mann, der ihr seinen Schwanz zwischen die Brüste steckte, den hatte er auch schon mal gesehen.

Im Treppenhaus krachte es. Er hielt den Atem an. Draußen ging eine Tür. Zurück in die Bibel mit den Fotos. Auf der Treppe waren Schritte zu hören. Hastig brachte er die Bibel zurück und verwischte alle Spuren. Die Klotür quietschte. Auf Socken huschte er hinaus, lautlos wie ein Irokese auf dem Kriegspfad glitt er durch den dämmerigen Flur, die zweite Stufe vermied er, weil die knarrte. Er hielt den Atem an und äugelte er durch den Ritz in der Klotür. Es plätscherte und tröpfelte, eine rauschende Bewegung, für einen winzigen Moment sah er Vilmas nackte Schenkel und ihren Busch. Das Wasser gurgelte durch die Rohre. Als sie in ihre Wohnung ging, um sich weiter an den volkstümlichen Melodien im Radio zu ergötzen, war Lulle schon wieder im Schlafzimmer und kuckte zur Sicherheit noch einmal nach, ob die Bibel auch wirklich so lag, wie er sie gefunden hatte.

(...)

Lulle schmierte sich ein Brot mit Margarine und streute Zucker darauf, mit vollen Backen kauend flätzte er sich auf die Couch, auf den Knien hatte er einen Band vom „Neuen Universum“. In der Küche verbreitete sich der Duft der Kamille. Seine Mutter saß am Tisch, das Gesicht über einer Schüssel mit dem Kamilledampfbad. Sie hatte ein Handtuch über ihren Kopf und die Schüssel gebreitet, damit es darunter schön heiß blieb. Angeblich war das gut für ihre Haut.

„Hab ihr schon mal was von der Einschienenbahn gehört?“ fragte Lulle.

Seine Mutter schlug das Handtuch zurück. „Ah, tut das gut!“ Auf ihrem Gesicht standen Wassertröpfchen. Sein Vater lag im Sessel und kratzte sich auf der Glatze. „Kann man hier nicht einmal in Ruhe lesen?“ fragte er, ohne von dem Buch aufzuschauen.

„Kannst dich ruhig dafür interessieren, wenn dein Sohn dich wat fragt“, sagte sie. Er klappte das Buch zu, wobei er seinen Zeigefinger als Lesezeichen benutzte. „Eine Schiene? Wie soll ich mir dat denn vorstellen?“

„Die gleitet da drauf und die Schiene ist so hoch wie die Wuppertaler Schwebbahn“, sagte Lulle eifrig.

„Aber auf einer Schiene! Dat kannst du mir doch nich erzählen. Da fällt die doch um.“
„Die reitet auf der Schiene.“

„Reiten!? Willst du mich verkackeiern, oder wat?“

„Hier is'n Bild. - Kuck mal, Vati.“ Er zeigte seinem Vater die Abbildung von dem stromlinienförmigen Fahrzeug, das ungeheuer schnell aussah.

Seine Mutter trocknete sich das Gesicht ab. „Wenn die Eisenbahn nur noch eine Schiene hat, wat machen die denn dann mit den vielen Schienen, die sie dann nich mehr brauchen?“ sagte sie.

Lulle fasste sich an den Kopf. „Ach, Mutti! Du hast überhaupt nichts kapiert. Kuck doch mal hier, dat Bild!“

Sie beugte sich über das Buch. Für einen Moment waren ihre drei Köpfe ganz nahe zusammen und der Duft der Kamille im Haar seiner Mutter vermischte sich mit dem Männergeruch seines Vaters und dem Geruch des Buchs. „Das Besondere an der Einschienenbahn ist ja gerade, dass sie eben nicht umkippen kann. Das ist technisch unmöglich.“ Lulle sagte das so stolz, als hätte er selbst sie erfunden.

„Ach“, sagte seine Mutter abschätzig, „was alles technisch möglich sein soll.“

„Unmöglich, Mutti!“

„Meinetwegen auch unmöglich.“

(...)

Technik war das Größte für Lulle, da gab es nichts. Und bei seinem Freund Monner war das genauso. Der höchste Wolkenkratzer, die längste Brücke, die stärkste Lokomotive, das schnellste Auto - das waren die Dinge, mit denen sie sich berauschten. Und die Zukunft erst! Was da auf sie wartete: Pfeilschnelle Stromlinienzüge, silbrige Atomkraftwerke und die fantastische Mondrakete. Die beiden Freunde spielten am liebsten mit ihren Metallbaukästen. Monner hatte einen von Märklin und bekam zu seinen Geburtstagen und zu Weihnachten regelmäßig die gewünschten Ergänzungskästen. Lulles Vater hatte für Spielzeug kein Geld. „Ham wir früher auch nich gehabt“, behauptete er. Was es auch war - ein Fahrrad, eine elektrische Eisenbahn oder ein Stabilbaukasten - er hatte das auch nicht gehabt. Und damit basta!

Aber Lulles Mutter meinte: „Wenn der Alte nicht alles versaufen würde, ging mein Lohn nicht für den Haushalt drauf.“ So besaß Lulle nur Schrauben und Muttern, Stangen und Lochbleche von verschiedenen Firmen, das zusammengewürfelte Material passte nicht zusammen, die Maße stimmten nicht, hatten unterschiedliches Gewinde und die Löcher nicht die richtige Größe.

„Alles Schrott!“ urteilte Monner, er spielte sich damit auf, dass bei ihm alles nur so flutschte.

„Ist doch langweilig, wenn alles passt“, behauptete Lulle und gab damit an, dass er so gut improvisieren konnte. Was blieb ihm anderes übrig?

„Wie hoch soll der Kran werden?“ fragte Lulle. Die beiden Freunde saßen vor einer Konstruktion aus vernickelten Lochstreifen und Gewindestangen, Rollen und Lochblechen. Monner hielt die Bauanleitung hoch. „Hier steht sechsundfünfzig Zentimeter.“ Lulle gab nicht viel auf die Bauanleitung. „Ich brauch diese Rolle hier“, sagte er.

„Wofür?“

„Da soll die Schnur drüber laufen, wo der Haken dranhängt.“

„Nein.“

„Aber wir bauen doch zusammen“, sagte Lulle.

„Aber jeder mit seinen Teilen.“

„Aber ohne die Schnurrolle wird der Kran nicht fertig.“

Er sagte nichts mehr, denn Monner war in der stärkeren Position, aber als Monner in die Küche ging, um sich ein Margarinebrot zu schmieren, nahm er die Rolle. Darauf hatte Monner nur gewartet und zwang ihn in den Schwitzkasten.

„Gib sofort wieder her!“

Lulle wurde die Luft knapp. Monner hätte sich die Rolle nur zu nehmen brauchen, aber darum ging es ihm gar nicht. Er wollte etwas ganz anderes von Lulle. Der Sturz aufs Bett gehörte bei diesem Spiel von Anfang an dazu. Monner setzte sich auf Lulles Bauch und klemmte seine Arme mit den Knien ein. „Du bist ein Dieb!“ Wenn Lulle sich wirklich mit aller Kraft gewehrt hätte, wäre er bestimmt frei gekommen, aber er tat es nicht, sondern warf sich nur wild unter Monners Hintern hin und her, davon bekam er einen Ständer. Monner zog ihm die Hose herunter.

(...)

Lulle hatte sich „Das Neue Universum“ noch einmal ausgeliehen, in dem der Bericht über diese supermoderne Bahn war. Er war wie elektrisiert. Die Einschienenbahn. Das war es! Damit würde er seinen Traum verwirklichen. Sein größter Wunsch war nämlich, den „Großen Bastelpreis für Knaben“ zu gewinnen: ein Fahrrad mit Dreigangschaltung. „Mit einer Einschienenbahn schaffen wir es“, sagte er. Es war nicht leicht, Monner davon zu überzeugen, der schon ein Fahrrad mit Gangschaltung hatte. Friedbert van Gorum besaß natürlich sogar ein Rennrad mit allen Schikanen. Monner hatte Zweifel. „Aber wir haben keine Bauanleitung für 'ne Einschienenbahn“, sagte er.

„Da müssen wir uns eben selbst was ausdenken“, meinte Lulle. Für ihn war das nichts Neues, weil er beim Improvisieren schon immer ohne Bauanleitung auskommen musste. „Wir nehmen einfach den Hebekran auseinander und fangen an.“ Sie waren nämlich gerade in der Kran-Phase und lernten das Umkippen. „'ne Einschienenbahn kann gar nicht umkippen, das ist das Besondere da dran.“

„Und wo drauf soll die fahren?“ fragte Monner. „Soviel Teile hat noch nicht mal Friedbert van Gorum, um das Gestell zu bauen, wo 'ne Einschienenbahn drauf fährt.“ Friedbert verfügte über den größten Stabil-Baukasten, den die Gasstraße jemals gesehen hatte.

Nachdenklich rutschte Lulle das Treppengeländer runter, unten prellte er sich die Eier. Während er sich noch vor Schmerzen krümmte, kam die Erleuchtung: Der von gedrechselten Pfosten getragene Handlauf des Geländers hatte die Form einer Eisenbahnschiene, plötzlich sah er die Einschienenbahn darauf reiten wie ein Cowboy auf seinem Pferd und in die Tiefe des Treppenhauses hinunterschießen. Er machte eine Zeichnung, wie er die Räder anbringen wollte, damit sie nicht entgleisen konnte. Endlich war Monner überzeugt. Sie fingen an zu bauen. Wegen der

Stromlinienform machten sie den Bug aus einer ausgedienten Fahrradlampe, vorne saß eine spitze Schraube als Rammsporn.

„Wie eine Rakete“, sagte Monners Vater, als das Fahrzeug fertig war. „Warum nennt ihr es nicht nach Hermann Oberth?“

„Wer ist das denn?“ fragte Monner. „Ein deutscher Raketenpionier“, erklärte Herr Simmel. Also pinselte Lulle mit weißer Lackfarbe HO-1 auf das Gehäuse. Der Clou war, dass die Räder der HO-1 Kugellager hatten, wodurch sie besonders leicht rollten.

Die Nachbarn nahmen das fortschrittliche Verkehrsprojekt unterschiedlich auf. Herr Kramer hatte sogar die Kugellager besorgt, aber er hatte mit den Experimenten nicht viel zu tun, weil er die ganze Woche auf Montage war. Vilma hatte Angst, dass ihr die Finger abgefahren würden. „Die spinnt!“ sagte Monner. Frau Jakubeit sorgte sich um den Dreck, den sie machen würden, schließlich hatten sie ein Geschäft. Sie schworen, dass sie regelmäßig putzen würden - und vergaßen es sofort wieder. Beinahe wäre das Vorhaben an Herrn Jakubeit gescheitert, der sich Gedanken um das Treppengeländer machte, das auf keinen Fall zerkratzt werden dürfte. Sie zeigten ihm die Gummiräder. „Gummiräder können überhaupt keine Kratzer machen“, sagte Lulle. Das beruhigte den Uhrmacher, ja, er schenkte ihnen sogar eine Rolle Draht, damit sie die Klingel aus Monners Experimentierkasten „Der kleine Elektriker“ anschließen konnten, um zu signalisieren, wenn die Strecke frei war. Und Vilma rechtzeitig zu warnen, bevor ihr die Finger abgefahren wurden. Zum Dank rückte sie das Ölkännchen von ihrer Nähmaschine raus. „Was gutt geschmiert, das gutt gefährt“, sagte sie. Bierkempers Bernd gab ihnen den Tipp, die HO-1 mit Blei zu beschweren: „Das gibt mehr Schmackes!“ Aber woher das Blei kriegen? Lulle klaute es von van Gorums Schrottplatz, was nicht ganz einfach war, denn Blei, Messing und Kupfer lagerten in einer verschlossenen Halle. Lulles Vater war alles egal, wenn es nur nichts kostete.

Vor dem ersten Versuch rollten sie die ganze Strecke mit der Hand ab. Das Geländer von Nummer 69 war ideal als Schiene. Die Kurven auf den Treppenabsätzen waren weit geschwungen und knickfrei ausgeführt, was sehr wichtig war, damit das Fahrzeug nicht klemmte. Aber wie sollten sie das kostbare Stück bremsen, wenn es mit hoher Geschwindigkeit im Erdgeschoss ankam, damit es nicht über das Geländer hinausschoss und auf den Steinplatten des Flurs zerschmettert wurde? Mit der Hand ging das unmöglich. Sie wollten keine Bruchlandung riskieren, denn der letzte Termin für die Einsendungen zum Großen Bastelpreis stand kurz bevor. Schließlich füllten sie einen Kartoffelsack mit Holzwolle und banden ihn am Ende des Geländers fest, um die HO-1 aufzufangen. Im Turnverein liehen sie sich Maßband und Stoppuhr. Die Länge des Geländers wurde ausgemessen, schließlich ging es um das Blaue Band für Einschienenbahnen. Wie schnell würde die HO-1 die drei Stockwerke hinunterrasen? Sie wollten den Weltrekord.

Beinahe wäre die Sache noch geplatzt, weil Lulles Mutter sich den Mantel mit Schmieröl versaute, aber dann war es endlich soweit: der erste Lauf sollte starten. Lulle war Zeitnehmer. Er hatte darauf zu achten, dass die Stoppuhr gestellt und der Fangsack an der richtigen Stelle war. Monner stand oben bereit, die HO-1 mit einem Stoß auf die Reise zu schicken. Lulle gab das Zeichen zum Start.

Genau in diesem historischen Augenblick gefiel es Rappi, Kramers Dackel, durch die Hoftür hereinzutrotten. Rappi ging allen Leuten im Haus und in der Nachbarschaft mit seiner Bellerei auf die Nerven, noch mehr aber mit seiner peinlichen Angewohnheit, sich ans Bein zu klammern und zu rammeln. Aber er war nun mal Vilmas kleiner Freund, wenn ihr Mann die Woche über auf Montage war. Lulles Vater behauptete sogar, dass Kramers Ehe im Grunde nur von Rappi zusammengehalten wurde. Der

Dackel hatte draußen sein Geschäft verrichtet und gedachte, die Treppe hinaufzuhoppeln, um wie gewohnt an der Wohnungstür zu kratzen, damit ihm aufgetan wurde und er auf seinen Lieblingssessel mit dem Hundedeckchen schlüpfen konnte. Ein fetter Knochen von der frischen Suppe, die Vilma zu Mittag gekocht hatte, wartete auf ihn. Plötzlich bemerkte Rappi den Fangsack. Er erschrak ganz furchtbar. Seine Nackenhaare sträubten sich vor dem fremden Wesen, das hier den Hausfrieden bedrohte. Er war nicht mehr der Jüngste, aber feige war er nicht. Wütend schlug er seine spitzen Eckzähne in die Jute und verbiss sich darin. Dass der Sack viel, viel größer war als er, störte ihn überhaupt nicht. In diesem Moment bestätigte Monner mit der Klingelanlage, dass er HO-1 abgeschickt hatte. Das Klingeln machte den Dackel vollends verrückt, er knurrte und warf seinen Kopf hin und her, seine Pfoten scharrten auf dem Steinboden. „Hau ab, Rappi!“ rief Lulle, aber dieser selten blöde Hund von einem Dackel hatte seinen Gegner gefunden, er zerrte wie toll und gab nicht nach, bis sich der Sack vom Geländer löste. „Scheißköter!“ schrie Lulle wütend und trat nach ihm. Rappi ließ sich nicht verscheuchen, er dachte gar nicht daran, den Sack loszulassen. Dank der kugelgelagerten Gummiräder war die HO-1 ein sehr leises Gefährt, das durch den Bleiballast etwa drei Pfund wog. Sie zischte wie eine Granate anderthalb Meter im freien Flug durch die Luft, bevor sie den vor Wut tobenden Dackel mit der Spitze genau ins rechte Auge traf. Er wurde ein Stück zurückgeschleudert und quiekte schrill, seine kurzen Beinchen kratzten auf den Steinplatten, als wollte er schnell noch davonrennen, ein Zittern ging durch seinen Körper. Aus dem Auge quoll Blut. Es war grauenhaft. Lulle konnte gar nicht hingucken, außer sich vor Schreck drückte er auf den Klingelknopf. Monner kam heruntergerannt. „Wat is?“ rief er. Da sah er die Bescherung. „Ach, du Schande! Ach, du Schande!“ Jetzt rann das Blut auch noch aus Rappis Hundenase. „Meinst du, der ist kaputt?“ Lulle nickte hastig, den Tränen nahe. „Is er selbst in schuld“, rief er und spannte seine Bauchmuskeln an, um das Weinen zu unterdrücken. „So ein blöder Hund!“ Auf einmal war dieses Zucken in seinem Bauch, ein Glucksen stieg stoßweise in seinem Hals auf und kam als Lachen heraus. Er wollte das gar nicht. Aber es war ein Lachen, gegen das man nichts machen konnte. Und es war ansteckend, bei Monner ging es auch schon los. Irgendwo im Haus klapperte Geschirr. Jetzt fehlte nur noch, dass jemand kam. „Leise!“ Lulle ächzte, die Tränen strömten aus seinen Augen. „Leise!“ Sie stopften sich die Fäuste in die Mäuler und führten prustend einen Affentanz auf. „Blöder Hund, blöder Hund!“ Auf einmal schallte Vilmas Stimme durchs Treppenhaus. „Rasputin!“ Nun musste etwas geschehen. Aber was? Der Lachanfall war so plötzlich vorbei, wie er gekommen war. „In den Sack!“ zischte Monner. Kaum hatten sie das erledigt - wie grässlich, den toten Dackel anzufassen - da hörten sie Vilmas Stimme am Fenster zur Straße. „Rappi! Rappi!“ „Gleich kommt sie runter“, sagte Lulle und richtig - oben klappte eine Tür. „Das Blut!“ rief Monner. „Gib Holzwolle!“ Lulle ekelte sich davor, in den Sack mit dem toten Tier zu greifen. Vilmas Schritte auf der Treppe. „Was ist denn los?“ Monner knuffte ihn in den Rücken. Er überwand sich, griff hinein, seine Hand berührte den warmen Körper „Mach voran!“ Und wisch, wisch, wisch! Die blutige Holzwolle zurück in den Sack. „Scheiße! Es ist noch nicht weg ...“ Monner zog den Sack über den Blutfleck. Gerade noch rechtzeitig, denn jetzt war Vilma auf dem letzten Treppenabsatz. Ihr blauer Morgenrock mit den großen Blumen stand offen, darunter spannte sich ein rosa Unterrock. „Habt ihr Rappi gesehen?“ „Wir? Nö!“ sagten die Jungen wie aus einem Mund. Plötzlich fiel Lulles Blick auf den Schwanz, der aus dem Sack ragte. Er hielt den Atem an. Aber Vilma achtete nicht darauf, sie ging schnurstracks zur Hoftür und schaute hinaus. Lulle schüttelte den

Sack heftig, Rappis Schwanz verschwand. Sie ging zur Haustür, schaute auf die Straße und rief mit rollendem russischem R: „Rasputin! Rasputin, komm her zu Frauchen“ Sie standen wie angewurzelt, den Sack in der Mitte, jeder umklammerte einen Zipfel, es sah aus, als ob sie sich daran festhielten. Kopfschüttelnd kam sie zurück. „Komisch. Dieser Dackel - wo ist?“ Sie musterte die beiden Knaben. „Was ist los mit euch? Habt ihr etwas ausgefressen oder warum steht wie Ölgötzen?“

„Wir spielen nur“, sagte Lulle so harmlos wie möglich.

„Was habt ihr in Sack?“

„In dem Sack? Äh - in dem Sack - äh - da ist - äh - Holzwolle ist da drin - für unsere Einschienenbahn hier.“ Monner ließ den Sack los und hob die HO-1 auf, die noch an der Stelle lag, wo sie den Dackel erwischt hatte. Es sah so aus, als wäre sie bei dem Unfall nicht beschädigt worden.

„Warum ist Blut an diese Ding?“ fragte Vilma.

„Was? Blut? Och - wo kommt dat denn her?“ stotterte Lulle, der den Sack mit beiden Händen zuhielt, es sah aus, als wollte er ihn erwürgen.

„Ich hab mich geschnitten“, sagte Monner.

„Ach ja, Monner hat sich geschnitten, an dem Blech. Nä, Monner, an dem Blech hast du dich geschnitten?“

„Zeig mir! Ich mach dir Pflaster.“ Vilma streckte schon die Hand aus. Monner versteckte seine Hände mitsamt der HO-1 hinter dem Rücken. „Och, so schlimm ist das gar nicht, Frau Kramer. Hat schon wieder aufgehört. Mach ich gleich zu Hause. Meine Mutter hat auch'n Pflaster.“

Vilma hatte andere Sorgen. „Rasputin, wo kann sein? Er läuft sonst nicht so weit.“

„Vielleicht ist 'ne heiße Hündin in der Gegend“, sagte Lulle.

Vilma musste lachen. „Vielleicht. Wenn reinkommt, macht ihr bitte Tür zu.“ Sie versprochen es und waren heilfroh, als sie endlich wieder die Treppe hinaufstieg und ihre Wohnungstür hinter sich zumachte. Aber jetzt gingen die Schwierigkeiten erst richtig los: Wohin mit der Leiche?

Monner hatte eine Idee. „Weißt du was? Wir lassen ihn Eisenbahn fahren.“

„Hä?“

„Wir schmeißen ihn in einen Schrottwaggon.“

Das war die Lösung. Lulle brachte die HO-1 nach oben die Wohnung und versteckte sie unter seiner Schlafcouch. Dann sprang er die Treppe wieder hinunter, immer zwei Stufen auf einmal, und stieß prompt mit Bierkempers Bernd zusammen, der im Flur vor der Zwischentür stand und verzückt das Blechschild anstarrte, das er selbst aus Spanien mitgebracht und höchstpersönlich über der Tür angeschraubt hatte. Obwohl er so besoffen war, dass er schielte, schnappte er Lulle am Arm und hielt ihn eisern fest. „Hostal So-le-dad“, las er mit steifer Zunge. „Weißse einklich, wat dat heißt, Kurzer?“ Er schwankte, sein schwitziges Gesicht wurde von dem Licht, das durch die bunten Scheiben der Tür fiel, abwechselnd blau und rot gefärbt. Lulle zerrte an seinem Arm und sah sich verzweifelt nach Monner um. Der hatte sich mit dem Leichensack hinter die Kellertür zurückgezogen und ließ nur noch die Nasenspitze sehen. „Dat heißt: Hotel zur Ein-sam-keit, heißt dat. Und dat stimmt genau! Ganz genau stimmt dat auf die verdammte Bruchbude hier.“ Dann stürzte er die Treppe hinauf.

„Jetzt aber dalli!“ Monner warf den Sack über die Schulter. „Das Blut hab ich schon weggemacht.“ Im Umgang mit der Leiche hatte er eindeutig die besseren Nerven gezeigt. Aber der Weg war immer noch nicht frei. Gerade als sie aus der Haustür entweichen wollten, stießen sie mit Uhrmacher Jakubeit zusammen. „Na, ihr habt aber äilig, Jungs. Was schleppt ihr denn da schon wieder wäch?“ Der Uhrmacher war misstrauisch, weil er ahnte, dass Lulle allerhand aus seinem Keller klaute.

„Och, nix, nur Holzwolle für mein Meerschweinchen.“ Im Lügen war Monner wirklich Weltmeister, aber bei so einer frommen Mutter blieb einem nichts anderes übrig. „Nur Holzwolle, hä? Lasst mal sehen!“ Schon legte der Alte seine Hand auf den Sack. „Das geht nicht, Herr Jakubeit“, sagte Monner rasch und riss den Sack weg, „da ist das Meerschweinchen drin und wenn ich den Sack aufmache, dann haut das ab.“ Und weg waren sie. Der Uhrmacher schaute ihnen nach, bis sie um die Ecke waren und machte sich schimpfend daran, das Treppengeländer auf Kratzer zu untersuchen.

Hinter van Gorums Schrottplatz tönte ein Pfeifsignal. „Tempo, Mann!“ rief Lulle. „Da sind sie am Rangieren!“ An van Gorums Gleisanschluss zog die kleine Lok soeben fauchend und schnaubend die gefüllten Schrottwaggons unter der Schütte weg. Der Sack rutschte die Rampe hinunter und fiel zwischen die Stanzabfälle. Gerade noch geschafft! Sie legten die Hände an die Stirn wie die Soldaten in dem Wildwestfilm, den sie letztens in der Lichtburg gesehen hatten, und schauten dem rollenden Grab nach, bis es hinter der Kurve verschwunden war, als wäre Rappi der heimtückisch von Indianern ermordete Leutnant Cooper.

Sie zogen sich in Dahlmanns Kaninchenstall zurück und schworen niemals und niemandem etwas über Rappis schreckliches Ende zu verraten.

„Tot wie Kramers Dackel!“ sagte Monner feierlich.

„Tot wie Kramers Dackel!“ antwortete Lulle.

Als sie kurz vor dem Abendessen den Klingeldraht einrollten, irrte die arme Vilma auf der Suche nach ihrem kleinen Liebling um das Haus.

„Habt ihr schon gehört, dass Kramers Dackel verschwunden ist“, fragte seine Mutter am Donnerstagabend, als die Familie komplett in der Küche saß, was so selten vorkam, dass sie es schon im Kalender anstreichen wollte. Lulle las in dem neuen Prinz-Eisenherz-Heftchen und ließ sich nichts anmerken.

„Hm?“ knurrte sein Alter über einem Krimi, in dem der Detektiv wieder mal Dresche bezog.

„Kramers Dackel ist weg!“ sagte seine Mutter scharf.

„Wird schon wiederkommen.“

„Ist aber schon'n paar Tage weg.“

„Ach? Dann is wenigstens mit der elenden Kläfferei endlich Sense!“

„Vilma geht das aber ziemlich an die Nieren.“

„Dat glaub ich“, sagte Lulles Vater in einem Tonfall, der Lulle anschauen ließ, er sah gerade noch die Zungenspitze des Alten zwischen seinen Lippen flitzen.

„Wat kannst du fies sein“, sagte Lulles Mutter und warf einen Blick herüber, aber Lulle wusste genau, was er sehen durfte und was nicht, er hielt den Blick eisern auf Prinz Eisenherz gerichtet, der trotz seines starken Namens wie Christel Groß aussah, das hübsche, stille Mädchen in seiner Klasse.

Vilma suchte noch tagelang. Sie fragte alle Leute in der ganzen Nachbarschaft, ob sie nicht einen hellbraunen Langhaardackel gesehen hätten, der auf den Namen Rasputin hörte. Sie ging sogar zu einer Wahrsagerin, die im Kaffeesatz nach Rappis Aufenthaltsort fahndete und herausfand, er wäre in guten Händen. Jedes Mal, wenn Lulle sie sehnsüchtig den Namen rufen hörte, wurde sein Gewissen noch schwärzer. Am schlimmsten war, dass sie seit dem Verschwinden des Hundes besonders lieb zu ihm war. Als sie ihm eines mittags zärtlich über seine nagelneue Igelfrisur streichelte, hätte er fast geheult und ihr die Wahrheit gestanden. Aber nur fast. Denn wenn sein Vater es rausgekriegt hätte - dann gnade ihm Gott.

Die Jungen hatten eine neue Redensart, sie sagten jetzt bei jeder Gelegenheit: „Tot wie Kramers Dackel!“ Daraus wurde kurz und bündig: „Jetzt ist aber Dackel!“ Was so viel hieß wie Schluss, aus, Feierabend, Sense.

(...)

In den Wochen danach war nichts mehr so wie vorher. Als ob der Tod von Kramers Dackel einen Wendepunkt markiert hätte. Die Lust an der Einschienenbahn war Lulle vergangen. Er ahnte, dass ihre Spiele nach dem Tod von Kramers Dackel nie mehr so sein würden wie vorher. Ausgerechnet am Rosenmontag rückte er mit seinem Problem heraus, ob man den Mord an Rappi nicht beichten sollte.

„Bist du bekloppt?“ fragte Monner. „Was für ein Mord? Das war doch kein Mord, das war doch ein Unfall! Und nur ein Dackel! Außerdem ist der schon lange im Hochofen verbrannt.“

„Wer ist verbrannt?“ fragte Vilma.

„Der Schrott“, sagte Monner geistesgegenwärtig.

Die Karnevalsfeier fand im Scharfen Eck statt, wie jedes Jahr. Monners Sekte war selbstverständlich gegen Karneval, aber Monner war den Krallen seiner Mutter unter irgendeinem Vorwand entkommen und hatte sich mit einer schwarzen Augenmaske und einem schwarzen Hut unkenntlich gemacht, wie er glaubte. Lulle hatte ursprünglich als Matrose gehen wollen. Das Problem war nur, dass sein Vater immer als Kapitän ging. Blieb nur Cowboy.

„Warum lasst ihr nicht mehr fahren Rakete?“ fragte Vilma, die sich als Zigeunerin verkleidet hatte.

„Damit is jetzt Dackel!“ sagte Zorro.

„Was bittä scheen?“ fragte Vilma.

Ein Torero kam zur Tür herein. „Kölle, Alaaf!“ Es war Bierkempers Bernd, der etwas schielte, weil er schon woanders Karneval gefeiert hatte. Lulle schob seinen Cowboyhut verwegen in die Stirn und erklärte: „Is in Reparatur.“

„Ach so!“ sagte Vilma. „Was ich wollte sagen, wenn ihr nicht mehr braucht Ölkännchen, dann bringt mir bitte wieder, bevor unter Räder kommt.“

(...)

Nach dem Essen mussten unweigerlich Verdauungsschnäpse genommen werden, danach wieder Bier. Lulle machte Regine ein Zeichen, sie sollte ihm durch die Seitentür auf den Flur folgen. Er führte sie zu einer Tür mit der Aufschrift BILLARD, schob sie hinein und schloss die Tür hinter ihnen. „Hilfe!“ sagte Regine. „Ich seh ja gar nichts mehr!“ - „Warte, bis sich deine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben!“ Durch die Fensterritzen fiel Licht in schmalen Streifen, allmählich lösten sich Einzelheiten aus der Dunkelheit, in der Mitte stand mit einem Tuch abgedeckt ein Billardtisch, an der Fensterseite ein paar runde Tische mit Stühlen, gegenüber an der Wand ein dunkler Koloss von einem Schrank. Regine stieß einen Schrei aus. „Nich so laut!“ Lulle hielt ihr den Mund zu. Sie biss ihn in den Finger. „Kuck doch mal!“ sagte sie. Von den Wänden starrten Glasaugen sie an, Geweihe ragten in den Raum, Hauer krümmten sich wie Dolche. „Ach! Die sind doch nur ausgestopft.“ Er rieb sich die Hand.

„Ich hab aber Angst.“ Sie drängte sich an ihn.

„Du hast ja 'ne Fahne“, sagte er.

„Onkel Addi hat mir Likör gegeben.“ Regine umschlang seinen Nacken und gab ihm einen Kuss auf die Nase.

„Dein Vadder is'n Filou.“

„Wat is mein Vater?“

Sie setzte sich auf den Rand des Billardtischs. „Ein Fi-lou!“

„Und was soll das sein?“

„Du bist selbst ein Filou.“

Er schob sich zwischen ihre Schenkel. Ihre Zunge fuhr in sein Ohr, es durchzuckte ihn bis in die Zehenspitzen. Sie packte seine Hand, führte sie zwischen ihre Beine. Er sürte die Feuchtigkeit ihre rosa Blume. Mit einem tiefen Seufzer ließ sie sich auf den Tisch sinken und zog ihn auf sich.

Plötzlich waren Stimmen auf dem Flur, Schritte näherten sich. Sie fuhren auseinander, Regine griff nach ihrem Schlüpfertuch und sprang von dem Tisch herunter.

„Sst!“ Lulle zischte durch die Zähne. „Vielleicht wollen sie nur aufs Klo.“

„Komm schon!“ sagte eine Männerstimme vor der Tür. Lulles Blick hetzte durch den Raum auf der Suche nach einem Versteck. „Nein!“ antwortete eine Frau. Es gab nur eine Möglichkeit. Eine Feder im Türschloss klang metallisch, als die Klinke niedergedrückt wurde. Lulle packte Regine am Arm und zog sie in letzter Sekunde mit sich in den Schrank.

„Mensch, mach doch das Licht aus!“ sagte die Männerstimme gepresst. „Muss ja keiner wissen, dass wir hier sind.“

In dem Schrank waren sie von totaler Dunkelheit umgeben. Den alten Uniformen der Wacker Schützengilde, die seit Jahrzehnten in diesem Schrank lagerten, entströmte ein stechender Geruch nach Mottenpulver. Der Lichtschalter knackte, dann hörten sie den schweren Atem und die dumpfen Geräusche von zwei Menschen, die miteinander kämpften.

„Nein! Lass das jetzt! Nein, hab ich gesagt!“ Etwas klatschte. Eine Ohrfeige?

„Sag mal, hast du sie nicht alle auf'm Zaun, oder was?“

Irgendetwas knallte auf den Boden.

„Ich will das nicht mehr!“

„Warte doch! Es ist alles ganz anders ...“

„Du hast sie die ganze Zeit gepimpert. Gib es doch zu.“

So hatte Lulle seine Mutter noch nie sprechen hören.

„Und du kannst dich nicht entscheiden,“ sagte Bernd. „Ich hab keine Lust mehr zu warten, ob du ihn verlässt. Du schaffst das sowieso nie!“ Ein Poltern wie von einem umstürzenden Stuhl. „Ich muss jetzt weg. Die warten bestimmt schon.“ Die Tür wurde aufgerissen, ein Lichtstrahl fand seinen Weg durch einen Ritz in den Schrank, Schritte auf dem Steinboden des Hausflurs, die Tür schlug zu, wieder umgab sie völlige Dunkelheit.

Regine stieß die Schranktür auf. „Das war doch Tante Martha“, sagte sie. Lulle hockte in dem Schrank, betäubt vom Mottenpulver und davon, was er gehört hatte, abwechselnd nickte er und schüttelte den Kopf. In ihm stieg die Angst vor den Geheimnissen auf, die sich sonst noch in der Zukunft verbargen.

„Heh!“ Regine schubste ihn, um ihn aus seiner Erstarrung zu wecken, zerrte ihn am Arm. „Komm raus!“ Doch ehe er auch nur einen Fuß hinaus setzen konnte, hörten sie wieder Stimmen auf dem Flur. „Komm du lieber wieder rein!“ Sie sprang in den Schrank. Diesmal waren es Lulles Vater und Evis Mutter. Lulles Herz schlug so laut, dass er befürchtete, sie könnten es draußen hören.

„Dat bringt doch nix ähn, Addi“, sagte Frau Busse. „Weißt du ähgentlich, wat los is, wenn uns hier ähner überrascht?“

„Is mir doch egal! Die können mich alle mal kreuzweise.“

„Dir kann dat ja mähnetwegen egal sähn. Mir aber nit! - Ich kann mir dat nit erlauben, wähl ich als Geschäftsfrau im öffentlichen Leben steh. - Ich will hier wieder raus!“

„Du kannst ja jederzeit gehen.“

„Tu ich auch.“

„Ich wollte dir nur wat sagen.“

„Hier im Dunklen? - Lass mich los - ach, Addi - lass mich doch ...“

Eine Zeitlang war nichts anderes zu hören als das bekannte Schmatzen und Schnaufen, bis Evis Mutter sagte: „Dat hat doch alles kähnen Zweck. Immer dat hähmliche Treffen und dat ganze Gedöhns.“

„Komm!“ sagte er, „Nur einmal reinstecken, ganz kurz.“

Sie lachte schnaubend durch die Nase. „Du hast ja noch nit mal ähnen hoch.“

„Wenn du so abweisend bist ...“

„Ich will nit mehr und damit is Schluss! Versteh dat doch! Und jetzt lass mich in Ruh!“

Addi stieß einen Schrei aus. „Dat machst du nich noch mal mit mir!“ Die Tür wurde aufgerissen, seine Schritte entfernten sich. Marlene schnäuzte sich die Nase. „Die wollen doch alle nur dat ähne“ sagte sie.

(...)

Nummer 69 war eine Raumstation, die von ihren Bewohnern aufgegeben worden war, der Korridor lag totenstill, weit hinten fiel durch einen Türspalt ein gelber Streifen Licht auf die Bodenfliesen, von dort drang ein grausiges Geräusch an seine Ohren, wie das Hecheln eines Werwolfs. Lulles Herz schlug wie nach einem Hundertmeterlauf. Die Dunkelkammer hatte schon einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausgeübt, als er noch ein Knirps gewesen war. Auch wenn der Blaue ihn manchmal mithelfen ließ, war es ein verbotener Ort. Dafür gab es gute Gründe, empfindliche Geräte, teures Fotopapier, giftige Chemikalien, aber in letzter Zeit regte der Blaue sich etwas zu sehr auf, wenn jemand alleine in die Dunkelkammer ging, und sei es nur, um ihn zu suchen. Willeken war der einzige, der freien Zugang hatte. Die Tür zur Dunkelkammer stand einen Spalt offen. Vorsichtig weitete er die Öffnung und schob den Kopf durch. Der Raum war in das Licht der Dunkelkammerlampe getaucht, in dem die Lippen und die Haut und überhaupt alles Lebendige gespenstisch fahl aussah. Es roch sauer nach dem Fixierbad, nach Leder und Holz, nach Gummilösung, darüber der durchdringende Gestank von Schnaps. Ein rasselndes Schnarchen in der hintersten Ecke.

Im Schlaf wirkte Willeken noch kleiner. Er musste dort auf der Liege zusammengebrochen sein, als er gerade dabei war, sich die Hose auszuziehen. Sie hing noch mit der Unterhose verschlungen an seinem rechten Fuß. Ansonsten war er unten herum nackt. Seine Beine waren dünn und stachelig. Im Vergleich mit dem übrigen Körper kam Willekens Geschlechtsteil Lulle riesengroß vor, im Licht der Fotolampe sah es mit seinen geschwollenen, pulsierenden Adern und dem haarigen Sack aus wie die Missgeburt in Spiritus, die er einmal auf der Kirmes im Gruselkabinett gesehen hatte. Sein Hemd war halb aufgeknöpft und ließ die filzige Brust sehen, ein Dämon aus Tausendundeiner Nacht. Auf dem Tisch stand eine Flasche Weinbrand, ein Glas war umgefallen, der Schnaps hatte ein Fotoheft getränkt. Willeken kam so schnell nicht wieder hoch, voll wie er war, Lulle kannte sich aus. Am Fußende der Pritsche lag eine Decke, er nahm sie und zog sie vorsichtig über den schlaffen Körper. Willeken regte sich nicht, er lag da wie ein Toter, nur sein rasselnder Atem zeigte an, dass er noch lebte. Jetzt fiel ihm auf, wie ähnlich Maurers Ötte und Willeken sich tatsächlich sahen.

Als seine Augen an das Licht gewöhnt waren, konnte er tiefer in den Raum schauen. Das einzige Fenster war mit schwarzer Pappe lichtdicht verschlossen. Auf dem Boden lag ein Eisbärfell, dessen großer Kopf grimmig das Gebiss fletschte, Hölter fotografierte Babys darauf, die einem leid tun konnten, weil das Fell ekelhaft nach etwas Unbekanntem stank, das an Geschlechtsorgane erinnerte. Vor dem Fenster stand eine Wand aus Sperrholz, auf die ein lustiges, eiförmiges Flugzeug gemalt war. Über den Sitzen waren Löcher gelassen, durch die man den Kopf herausstrecken

konnte. Lulle hatte ein Foto, wo er selbst als Flieger zu sehen war, er hatte dabei die lederne Mütze aufgehakt, die da drüben auf dem Haken hing. An einer Kleiderstange waren die Kostüme aufgehängt, in denen der Blaue die Leute fotografierte. Es gab einen Frack und Zylinder, ein chinesisches Gewand, eine schwarze Robe, wie Richter sie anhaben, mit einem komischen viereckigen Hut, eine Wehrmachtsuniform mit Mütze. Hölter hatte eine große Auswahl verschiedener Kopfbedeckungen, am liebsten hatte Lulle einen hohen Cowboy-Hut mit breiter Krempe, der Speckdeckel rutschte ihm über die Ohren und die Augen. Den Tropenhelm konnte man innen verstellen, das war praktisch, aber man sah dämlich damit aus. Er setzte eine Militärmütze auf und salutierte im Spiegel.

Meckis Kopf lag an seinem Platz im Regal, das Kostüm lag auf dem Boden verstreut. Als er in Meckis kariertes Hemd und die Weste schlüpfte, stellte er sich vor, wie er sehr Regine ihn für diesen Streich bewundern würde. Die unförmige Hose wurde von einem Strick um die Hüfte gehalten. Er stülpte die grinsende Maske über den Kopf, sie stank nach gezuckertem Bier, mit der Willeken seine Haare anklebte. Die Halteriemen im Innern waren auf Willekens großen Kopf eingestellt, deshalb rutschte sie ihm bis auf die Schultern, das einzige, was er sah, waren seine Schuhe. Er nahm die Maske wieder ab, um die Riemen enger zu stellen, da sah er den Jutesack unter dem Arbeitstisch. War darin das neue Vergrößerungsgerät, von dem der Blaue gesprochen hatte? Aber wieso in einem Kartoffelsack? Als er nachschaute, kam etwas Pelziges zum Vorschein. Ihm wurden die Knie weich, er ließ sich auf den Stuhl fallen und starrte auf den Kopf, den er nur allzu gut kannte.

Aber das war doch nicht möglich! Aus einem Hochofen war noch nie jemand zurückgekehrt.

Seine Hände schwitzten. Er hielt sie unter den Wasserkran. Neben dem Spülstein hing ein graukariertes Handtuch, steif wie ein Brett, fleckig von den Chemikalien, stinkend, wie nur alte Handtücher stinken. Angeekelt wischte er sich die Hände an der Hose ab, immer wieder und immer wieder, zwang sich, damit aufzuhören. Die Ähnlichkeit war unglaublich. Gleich würde Rappi sich an sein Bein klammern und anfangen zu rammeln. Aber es musste eine einfache Erklärung für diese Erscheinung geben.

Ihm kam die Erleuchtung. Bernd hatte diesen ausgestopften Hund als Geburtstagsgeschenk für Vilma besorgt. Wer konnte schon einen braunen Langhaardackel von einem anderen unterscheiden? Willeken hatte es leider nicht mehr ganz geschafft, ihn aus der Dunkelkammer zu holen. Das war das ganze Geheimnis! In dem Fall musste er eben Willekens Aufgabe übernehmen. Regine würde stolz auf ihn sein. Er stülpte sich die Igel-Maske über den Kopf und warf den Sack über die Schulter. Willeken schmatzte im Schlaf und wälzte sich auf die andere Seite.

Die Maske rutschte bei jedem Schritt, Mecki hätte eine gelbe Binde mit drei schwarzen Punkten auf dem Ärmel gebraucht. Das Heulen des Dynamos hörte er erst in letzter Sekunde. Jemand klingelte wie wild. „Willeken, du Idiot!“ rief der Schmiedelehrling und Hilde rief: „Bist du lebensmüde?“ Sie fuhren immer noch die Gasstraße rauf und runter, Hilde auf dem Gepäckträger. Die rutschende Maske und der Sack machten den Weg hinüber ins Scharfe Eck zu einer Tortur, wenn er den Kopf weit in den Nacken legte, konnte er vor sich gerade mal einen Meter Bürgersteig sehen.

Bernd klingelte mit einem Löffelchen an einem Weinglas. „Liebe Festgäste!“ rief er im Tonfall eines Marktschreiers. „Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit für den vorläufigen

Höhepunkt des Abends.“ Das Stimmengewirr legte sich nur zögernd. „Nu seid doch mal ruhig, Leute! Ich hab noch'n ganz besonderes Geschenk für Vilma.“

Ein Raunen ging durch den Saal, die Gäste murmelten beifällig, die Stimmung war heiter bis ausfallend, in Erwartung des Spektakels wurden Stühle gerückt, die Spannung stieg. „Liebe Vilma ...“, begann Bernd, doch weiter kam er nicht, denn plötzlich sah er Mecki vor dem Tresen stehen. Die auswärtigen Gäste rieben sich verdutzt die Augen, denn der Igel mit dem Sack über der Schulter sah aus, als käme er geradewegs aus dem Zauberwald. Für die Stammgäste war der Anblick nichts Außergewöhnliches. Willeken kam häufig in seiner Arbeitskleidung ins Scharfe Eck und bestellte zwei Bier, eins für Mecki und eins für sich selbst. Nur der blaue Hölter schüttete sich vor Schreck Bier in den Hemdkragen. Unbeachtet von den meisten kamen der junge Schmied und Hilde herein. Hilde rieb sich den Hintern, zwei Stunden auf dem Gepäckträger ist kein Zuckerschlecken.

Mecki blieb auf der Tanzfläche stehen. Woher Bernd wusste so genau, dass Mecki in diesem Moment mit dem Geschenk zur Tür hereinkam. Meister Eberhard sah den Sack auf Meckis Rücken und reimte: „Da kommt der Ki-Ka-Kohlenmann, er lässt mich an die Kohlen ran!“ Regine trällerte: „Mecki will dir auch was schenken, Vilma.“ Addi Terscheidt trank vorsorglich einen Klaren.

Vilma ging auf Mecki zu. „Hast du Geschenk für mich?“ Mecki hob seinen Kopf, es sah aus, als schaute er Vilma an, allerdings sah Lulle nur Vilmas Beine. Er stellte den Sack auf den Boden. Blind pellte er das Geschenk aus dem Sack. Etwas Holzwole rieselte auf die dunkelbraunen Dielen der Tanzfläche. Freunde und Nachbarn reckten die Hälse oder sprangen je nach Temperament von den Stühlen auf. Ausrufe des Erstaunens wurden laut, ein Stuhl fiel um. Lothar Kramer sagte: „Das kann doch nicht wahr sein!“ Meister Eberhard meinte, das wäre aber gelungen. Hermann fiel die Trillerpfeife aus dem Mund. „Igitt!“ sagte Regine. Bernd hatte es die Sprache verschlagen.

Vilma griff hinter sich, für einen langen, bangen Moment sah es so aus, als ob sie auf den Hintern fallen würde, in letzter Sekunde wurde ihr ein Stuhl untergeschoben - Lothar war so geistesgegenwärtig.

„O-ha!“ sagte Tante Berni.

Werner sagte etwas Unverständliches auf Sächsisch zu seiner Frau.

Hein meinte: „Da's ja'n s-tarkes S-tück!“

„Von der Länge ganz zu schweigen“, sagte Addi Terscheidt.

Hölter stopfte fluchend ein Taschentuch in seinen feuchten Hemdkragen. „Wat ich mit dem gottverdammten Giftzwerg mitmache“, sagte er, „dat kann mir doch keiner bezahlen.“

Oma Jakubeit starrte ungerührt auf die Rücken der Leute, die Vilma, Mecki und sein anstößiges Geschenk umringten, es gab nicht viel, was sie dazu brachte, ihre Massen vom Stuhl zu heben. Nach und nach verstummte das erregte Gemurmel, Totenstille breitete sich aus.

„Wie goldig!“ Das war Elli, die aus der Küche kam und zu kurzsichtig war, um zu erkennen, dass der braune Langhaardackel gar nicht Männchen machte. Er stand auf den Hinterläufen und präsentierte sein Geschlechtsteil, das sich leuchtend rot aus seinem pelzigen Futteral geschoben hatte, seine Vorderläufe hatten die typische Haltung, als wenn er den Rücken einer Hündin umklammerte.

„Warum haben sie den eigentlich unter Adolf nicht ...“, sagte einer, der es später nicht gesagt haben wollte, über den vermeintlichen Willeken im Meckikostüm. Und Hilde fing an zu würgen und ließ sich von Gerd zur Toilette führen, um sich in aller Ruhe zu übergeben. Roswitha kam mit ihrer kleinen Tochter aus der Küche, als sie den Dackel sah, zog sie das Mädchen in den Garten. Hermann flüsterte Elli etwas ins

Ohr, worauf sie sagte: „Ach, stell dich doch nicht so an.“ Jutta lachte hysterisch und verschluckte sich, jemand klopfte ihr auf den Rücken. Werner Schäfer und seine Frau konnten natürlich nicht verstehen, was es mit diesem ausgestopften Hund für eine Bewandnis hatte. Er war von diesem Beispiel des kapitalistischen Realismus unangenehm berührt, während sie erst einmal die gelungene Präparation lobte, nachdem sie jedoch ihre Brille geputzt und einen Blick mit ihrem Mann gewechselt hatte, meinte sie, die Darstellung wäre doch sehr gewagt. Das Ehepaar Schmidtke hielt sich stumm an den Händen. Wer hinten stand oder saß, reckte den Hals, um zu sehen, wie Vilma es aufnahm. Auf ihrem Gesicht waren die widerstrebenden Empfindungen abzulesen, die über sie hereinstürzten, während sie das ausgestopfte Tier betrachtete. Sie atmete tief durch, ein unsicheres Lächeln flackerte über ihr Gesicht, als sie einen Namen flüsterte. „Rasputin?“

Hölter war einem Tobsuchtsanfall nahe, Tommi stritt sich mit Jutta, Hermann steckte die Pfeife wieder in den Mund, zögerte aber zu trillern, schließlich war es Bernd, der die Situation rettete. „Schnell!“ sagte er zu Martha. „Lenk sie ab! Und bringt vor allem dieses - dieses Ding weg!“

„Freibier!“ rief Martha, auf ihr Zeichen warf Hermann die Music Box an. „Wohin?“ fragte sie. Für Elli war klar, dass es nur einen Platz im Haus gab, wo der Dackel sich wohlfühlen würde, das Billardzimmer, wo all die ausgestopften Jagdtrophäen hingen. „Deine Kollegen tun sich bestimmt freuen, wenn sie mal'n neues Gesicht sehen“, sagte sie zu dem Dackel, als sie ihn über den Flur trug.

Es war Lulle unter seiner Maske nicht entgangen, dass das Geschenk nicht freundlich aufgenommen wurde. Er hatte den Dackel in der Dunkelkammer ja nicht in voller Größe gesehen und weil er die einzige Person im Raum war, die nicht sehen konnte, was alle sahen, ging es nicht in seinen Kopf, warum er als Mecki nicht begeistert begrüßt wurde. Bis vor einer Minute war er noch fest davon überzeugt gewesen, dass sein Auftritt als Mecki der Knüller sein würde. Danach sah es nun überhaupt nicht aus - im Gegenteil. Er hatte gehofft, Vilma und alle anderen würden in Begeisterung ausbrechen, er könnte die Maske abnehmen, sich stolz Regine präsentieren, der kühne Ritter Lodewick, der in letzter Sekunde das Lieblingshündchen des Burgfräuleins Vilma aus den Klauen des bösen Zwergenkönigs gerettet hatte. Aber Vilma schien in Ohnmacht gefallen zu sein. „Du bist wirklich ein Vollidiot, Willi.“ Das war der Blaue, der irgendwo hinter ihm stand.

Lulle traute sich nicht, auch nur den geringsten Laut von sich zu geben, jeder hätte sofort gehört, dass es nicht das heisere Organ von Williken Wenzel war. Und dass der Giftzwerg Kreide gefressen hätte, glaubte bestimmt auch keiner. Nun hatte sich das Blatt völlig gewendet. Nicht nur, dass sein Auftritt ein Reinfall gewesen war - jetzt musste er damit fertig werden, dass ihn alle für Willeken Wenzel hielten und gar nicht nett zu ihm waren. Er wurde herumgeschubst, gedreht und geknufft, Stimmen kamen nahe an sein Ohr, entfernten sich wieder, er stolperte über ausgestreckte Beine und seine Angst stieg, entlarvt zu werden. Wegen der Maske sah er nur Schuhe. Oma Jakubeit hatte wegen ihren Hühneraugen Pantoffeln an. Wem die roten Stöckelschuhe gehörten, war klar, aber sie steckten an Regines Füßen. Wenn er den Kopf ein wenig hob, konnte er die Naht ihrer Nylonstrümpfe sehen. Aber zu wem gehörten die braunen, seitlich geschnürten Halbschuhe? Zum Glück kannte er das Scharfe Eck gut genug, um sich auch trotz seiner beschränkten Sicht zurechtzufinden. Der Trubel im Saal schwemmte ihn an den Tresen. Da traf er in der allgemeinen Ablehnung auf eine Stimme, die ihn lobte. „Mensch Willi, dat has'se gut

gemacht“, flüsterte jemand neben ihm, „hätt ich dir gar nicht zugetraut.“ Lulle schaute auf die Füße des Barhockers.

Etwas wurde ihm in die Hand gedrückt. Ein Schnapsgläschen. Es war nicht einfach, das Schnapsglas unter die Maske zu zwängen, er verschüttete die Hälfte, den Rest trank er aus.

„Willst du noch einen?“ fragte sein Vater. „Sag mal, Willeken. Is dat wirklich Kramers Dackel?“

Lulle ließ den Igelkopf kreisen.

„Ziemlich schweigsam heute.“ Sein Vater nahm ihm das Glas aus der Hand, dabei berührten sich ihre Finger, ein seltsames, kribbeliges Gefühl. „Mach dir nix draus, wenn sie jetzt auf dir rumhacken“, sagte sein Vater, „ich fand dat klasse.“ Eine Hand krachte auf Meckis Schulter, der Pappkopf verrutschte.

Nichts wie weg! dachte Lulle. Der Schnaps heizte ihm mächtig ein. Er schwankte, fand am Tresen Halt, tastete sich daran entlang, irgendwann ist auch die längste Tresenstange zu Ende, er taumelte und stolperte vorwärts, ohne zu wissen, wohin. Etwas Weiches bot Widerstand, Mäntel und Jacken, er quetschte sich in die Nische zwischen Kleiderständer und Music Box, wo er erst einmal vorsichtig die Maske zurechtrückte, er brauchte frische Luft und einen Überblick über seine Situation. Es wäre bestimmt besser gewesen, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um unauffällig zu verschwinden, aber der Schnaps machte ihn mutig. Noch nicht mal sein eigener Vater hatte ihn erkannt. Also war das Mecki-Kostüm die Tarnkappe, die er sich immer gewünscht hatte, sie erlaubte es ihm, sich unsichtbar unter den Menschen zu bewegen. Zwar konnte er nicht viel sehen, dafür hörte er aber um so besser. Aus den vielen Indianerbüchern hatte er die Kunst der Tarnung gelernt. Er verschmolz so perfekt mit dem Kleiderständer, dass jemand ein Kleidungsstück über ihn hängte und jemand anders in seiner Hosentasche etwas suchte, was später ganz woanders gefunden wurde. Trotzdem konnte er nicht den ganzen Abend hinter dem Kleiderständer stehen bleiben, also fing er an umherzuwandern, wenn er sich sicher fühlte, verschob er die Maske, um zu sehen, was in der Gaststätte geschah.

Es war gar nicht so einfach, mit der Tarnkappe umzugehen. Er musste sich erst daran gewöhnen, dass die Leute ihn in dem Igel-Kostüm nicht wahrnahmen. Anfangs hörten sie auf zu sprechen, wenn er näher kam, manche sprachen ihn auch an, wollten wissen, wo der Dackel her war, wenn sie aber merkten, dass kein Ton aus ihm herauszukriegen war, vergaßen sie ihn bald und redeten ungeniert weiter, selbst wenn er neben ihnen stand. Er schwieg eisern. Sein Schweigen war nicht ungewöhnlich, denn Willeken sprach sowieso nur das Nötigste, wenn er unter der Maske steckte. Lulle fand das Leben als Igel ziemlich dunkel, was der Wirklichkeit insofern entsprach, als dass Igel meistens nachts auf Jagd gehen.

„Erst is Mecki nicht da, jetzt fehlt dieser Unglücksknabe. Kann mir mal einer sagen, wie ich da'n vernünftiges Foto machen soll? Es ist zum aus der Haut fahren.“ Das war der blaue Hölter, der sich so aufregte, und seine Mutter lamentierte: „Ach, wat'n Elend mit dem Jungen.“ An dem langen Tisch wurde darüber gesprochen, dass er spurlos verschwunden war, doch die meisten nahmen die Sache nicht ernst, sondern stellten allerlei ulkige Vermutungen an, wo er sein könnte. „Wahrscheinlich is'er in Mettmann, Kappes trampeln,“ sagte Elli und Tommi meinte: „Der is schon im Wilden Westen.“ Jemand brüllte im Hausflur. „Lulle! Lulle!“

(...)

Der blaue Hölter wollte endlich die Fotos machen, aber niemand hatte eine Ahnung, wo Lulle war. Nun machten sich einige einen Spaß daraus, nach Lulle zu suchen. Die

Suche wurde zur Posse, man spielte sich gegenseitig Schabernack. Lothar fing an, Lulle in der Bluse von Jutta zu suchen, und bekam was auf die Finger. Elli war der Lösung sehr nahe, als sie in dem Mecki-Kostüm suchte, sie fand ihn nur deswegen nicht, weil sie nicht wirklich daran glaubte, vielmehr ging es ihr darum, dem vermeintlichen Willeken Wenzel mit einem prüfenden Kennergriff an die Wurzel zu greifen. Friseur Eberhard ging auf alle Viere und sucht unter dem Tisch, fand zwei Paar mit einander verschlungene Beine, war aber zu betrunken, um sie zuzuordnen. Hermann steckte seine Trillerpfeife in den Mund, bereit sie ertönen zu lassen, falls der Wahnsinn überhand nehmen sollte. Lulles Vater überprüfte mit Regine sogar die Küchenschränke. Als Elli hereinkam, stand Regine auf einem Stuhl und Addi hatte seine Nichte um die Taille gefasst, um sie hochzuheben. Ihr Rock war hochgerutscht, ihr vorläufig noch blütenweißer Schlüpfer tanzte genau vor seiner Nase.

„Kann ich euch irgendwie behilflich sein?“ fragte Elli.

Addi stellte Regine vorsichtig auf die Füße. „Wir suchen Lulle“, sagte sie mit hochroten Kopf.

„Zu spät, ich hab ihn durch den Fleischwolf gedreht. - Möchte einer 'ne Frika-Lulle?“ Solche Scherze konnte Regine nun gar nicht ab. „Ich glaub mit wird übel, ich muss mal an die Luft.“

„Da geh ich besser mit.“ Addi schob sie zur Tür hinaus. „Kucken wir mal draußen nach ihm.“

Elli warf ihnen einen skeptischen Blick nach. „Wenn dat man gutgeht.“

Auf dem Flur blieb Regine unschlüssig stehen. „Wo wollen wir ihn suchen, Onkel Addi?“

„Vielleicht ist er bei uns in der Wohnung.“

„Das mag wohl angeh'n.“

„Ja, dann kucken wir doch da mal nach“, sagte Addi munter. „Bist du verliebt in ihn?“

„Wie kommst du denn da drauf?“

„Nur so. - Gefällt er dir?“

„Ich mag ihn wohl leiden, aber den Mann zum Verlieben s-tell ich mir anders vor.“

„Wie denn?“

„Auf jeden Fall älter. Ludwig ist ja noch ein Kind. Außerdem ist er mein Vetter.“

„Da hast du recht.“

„Da kommt Mama!“

Addi gab seine vertrauliche Haltung sofort auf, als er seine Schwägerin sah. „Es ist besser, wenn wir nicht zusammen rausgehen“, sagte er in einem verschwörerischen Ton.

Regine sah ihrer Mutter entgegen. „Stimmt.“ –

„Ich komm gleich nach. Wir treffen uns drüben“, sagte er.

Regine verschwand in Richtung Toilette.

„Na, Berni, wo drückt die Blase?“ sagte Addi betont harmlos.

„Dat geit di'n Schiet an. - Wo ist sie hin?“

„Sie muss mal für kleine Mädchen. - Komm, wir gehen rein. Trinkst du einen mit?“

„Hör endlich auf damit!“ Sie ließ ihn stehen.

„Ich vergess immer, dass du nicht mit jedem trinkst, liebe Schwägerin.“

Die Stimmung hatte einen vorläufigen Höhepunkt überschritten. Lullesuchen wurde langweilig und die Gesellschaft kam zur Ruhe wie ein mechanisches Puppenspiel, bei dem allmählich die Federkraft nachlässt. Lulle hatte geglaubt, sie hätten ihn vor Begeisterung auf den Schultern getragen, nun steckte er in dem Kostüm und verfolgte beklommen die Suche nach sich selbst, jeden Augenblick konnte einer darauf kommen, wer Mecki in Wirklichkeit war. Er wurde gestoßen und gegen einen

molligen Körper geschleudert, etwas völlig Unerwartetes geschah, jemand suchte in seiner Mecki-Hosentasche nach irgend etwas, plötzlich packte die Hand seinen Schniedel und drückte ihn, wie man eine Gurke prüft, ob sie reif ist. Als seine Mutter ihn ansprach, hätte er sich beinahe verraten. „Hast du Lulle nicht gesehen, Willeken?“ Aus irgendeinem Grund war es für sie jetzt das Wichtigste von der Welt, ein Foto zu machen, auf dem die ganze Gesellschaft verewigt war. Mit Mecki und mit Lulle. Er ließ den Pappkopf wackeln. „Was hast du dir eigentlich dabei gedacht, sag mal?“ fuhr sie fort. „Wo Vilma so an dem Tier gehangen hat?“ Lulle biss die Zähne zusammen. Es war nicht einfach, vor seiner eigenen Mutter so zu tun, als wäre man ein anderer. Offenbar war der Blaue auch nicht weit, denn sie fragte: „Was machen wir denn jetzt, Richard?“ Und der Blaue antwortete: „Ich muss gleich noch mal weg, Martha, vielleicht will ja einer mal alleine mit Mecki fotografiert werden?“

„Ich.“ Das war Vilmas Stimme.

„Meinetwegen. Dann müssen wir mit dem Gruppenfoto eben warten, bis dein holder Sohn so gnädig ist, wieder zu erscheinen.“

„Na, der kann was erleben!“ sagte seine Mutter.

„Fangen wir mit Vilma und dem kleinen Hund an“, sagte Hölter. „Willi! Komm mal rüber!“ Er musste nochmal rufen, bevor Lulle begriff, dass Mecki gemeint war. Der Chef hatte gesprochen, ihm blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Er wurde geschoben und gezogen, roch an ihrem Parfüm, dass er neben Vilma stand, dass sie den Dackelwelpen auf dem Arm hatte, konnte er nicht sehen, aber er wusste, welche Positionen Mecki mit den Leuten einnahm, da gab es für den Blauen nichts zu meckern. „Sehr schön!“ sagt er. Der Blitz war so grell, dass sogar der enge Raum unter der Maske hell erleuchtet wurde. Nun haben sie mich durchschaut, dachte Lulle, aber nichts geschah. „Was ist mit euch, Hein? - Wollt ihr kein Erinnerungsfoto mit Mecki?“ rief der Blaue. Hein Lühsens Stimme kam näher. „Wohin soll ich mich stellen!“ Wieder blitzte es. Jetzt wollten sie alle mit Mecki fotografiert werden.

Plötzlich schnitt ein schriller Klingelton die Gespräche ab. Alle schauten auf das Telefon aus schwarzem Bakelit, das hinterm Tresen an der Wand hing. Hermann nahm den Hörer ab. „Scharfes Eck“, sagte er. „Ja. - Ja, der ist hier.“ Er hielt den Hörer hoch und rief: „Richard, für dich!“

Der Blaue gab seinen Platz hinter der Kamera auf und kam heran. „Wer ist es denn?“ „Bubi Stratmann.“

Hölter nahm den Hörer. „Hier is Richard. --- Ja. --- Is er da? --- Ich komm sofort. --- Soviel englisch wirst du ja wohl noch können. Bis gleich!“ Er legte den Hörer auf die Gabel und sagte zu Hermann: „Ich muss mal eben rüber zu Bubi, falls jemand nach mir fragt.“ Er nahm seine Jacke. „Bin gleich wieder da.“

(...)

Bill Parker hatte kein Problem gehabt, Wacke zu finden. Eine sehr nützliche Wegbeschreibung, die Richie ihm geschickt hatte, sogar ein Foto von dem Hof war dabei, wo er parken konnte. Was ihm Sorge bereitete, war die Aufmerksamkeit, die sein olivgrüner Militär-Lastwagen bei seiner Fahrt durch die engen Straßen der Stadt erregte. Wacke lag in der britischen Besatzungszone, Amerikaner, besonders schwarze, gab es hier nicht. Er lenkte seinen Truck auf den Fuhrhof, die Maschine schüttelte sich noch einmal, bevor sie zum Stillstand kam. Bill sprang aus der Kabine und schaute sich um, zwischen den Garagen und den Kohlenboxen lehnte eine Baracke an einer schiefen Ziegelmauer, über der Tür ein Schild KONTOR. Durch ein verdrehtes Fenster sah er undeutlich ein bärtiges Gesicht. Er klopfte, eine Männerstimme rief: „Herein!“ Hinter einem Schreibtisch, der den größten Teil des

Raums einnahm, saß ein alter Mann und schaute ihm neugierig entgegen. Seine Hände lagen auf einer speckigen, schwarzen Kladde, die eine hielt eine Pfeife, die andere eine Kaffeetasse, die Tischplatte war von mehreren Schichten schmieriger Zettel und einer Sammlung altmodischer Schreibutensilien bedeckt, Bleistifte in verschiedenen Längen, Federhalter, Stempel und das dazugehörige Kissen, rechts ein schwarzes Telefon.

„Gute Tag! Ick bin Bill Parker. Ick suhke Richie.“

Der alte Mann hinter dem Schreibtisch stellte die Kaffeetasse weg und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich bin Fritz Stratmann. Ich bin hier der Platzmeister. - Hier nennen mich alle Bubi.“

„Hi Bubi, nice to meet you!“ Bill schüttelte ihm die Hand. Er hielt Bubi einen Briefumschlag hin, auf dem die Adresse vom blauen Hölter stand. Bubi war ein alter Fuhrmann, der schon zur Zeit der Pferdefuhrwerke hier gearbeitet hatte. Er wusste Bescheid. Hölter hatte ihn darauf vorbereitet, dass der Ami kommen würde. Der besorgte ihm nämlich amerikanisches Fotopapier, das man in Deutschland nicht bekam. Selbstverständlich würde für Bubi eine Stange amerikanische Zigaretten abfallen, er hatte verstanden: das mit dem Fotopapier brauchte niemand zu wissen. Er bot dem Amerikaner den einzigen Stuhl an und machte ihm klar, dass er Richie erst herbeitelephonieren musste.

Bill schaute sich um, an der Wand hing ein Steckbrett mit Karteikarten, ein Shell-Kalender von 1953, gerahmte Fotos von Fuhrwerken mit mächtigen Pferden in schweren Geschirren, altmodischen Lastwagen mit Kettenantrieb und Vollgummireifen, Zechenanlagen mit langen Kohlenzügen, ein Ofenrohr zog sich in Mannshöhe durch die Länge des Raums, es kam von einem Kanonenofen in der Ecke, darauf eine emaillierte Kaffeekanne. Darüber war eine Leine gespannt, an der ein kariertes Handtuch hing. Es roch nach Diesel, eingedampftem Kaffee und dem Knaster, den der alte Mann in seiner Pfeife rauchte.

Bill hätte das Geschäft am liebsten abgewickelt und wäre sofort weitergefahren, aber davon wollte Richie nichts wissen. „No, no, no!“ Sein Ton ließ keinen Widerspruch zu, er fasste ihn am Ärmel. „You must go with me. We have a big party to night.“ Ok, dachte Bill, gegen eine Party war nichts einzuwenden, aber was war mit den Fotos, die er im Tausch gegen die Zigaretten bekommen sollte? „I am sorry, I have them not here.“ Richie wick Bills Blick aus. „They are in my dark room.“ Bill blieb nichts anderes übrig, als Richie zu folgen, der ihn aber nicht in die Dunkelkammer führte, sondern geradewegs in eine dieser muffigen Gaststätten, wie es sie nur in Deutschland gab, eine Eckkneipe, über deren Eingang ein Schild hing, auf dem in altmodischen, deutschen Buchstaben der Name stand: „Scharfes Eck“.

„That means sharp Corner“, sagte Richie, „but in the sense of hot, you understand?“ Bill verstand. Es war der heißeste Laden in der Stadt. Er nahm sich vor, so schnell wie möglich zu verschwinden. Die Tür quietschte, als er hinter Richie das Lokal betrat. Der Wirt, ein weißer Schwamm von einem Mann, vergaß das Zapfen, als er Bill sah, und ließ seine blassen Hände auf den Zapfhahn sinken. Sie standen direkt vor der Bar, links war ein Saal, in dem Menschen an einem großen Tisch saßen und sich zuprosteten. Tabaksqualm trieb in dichten Schwaden durch den Raum.

Aus der Music Box dröhnte „Wenn am Sonntagabend die Dorfmusik spielt“. Mecki taumelte durch die Gaststube, schließlich fand er den rettenden Kontakt zum Tresen und klammerte sich an der Stange fest. Er war müde und wollte das Kostüm loswerden, nichts lieber als das. In seinen Ohren summt es so schlimm, dass keinen Entschluss fassen konnte. Unter der Maske war es unerträglich warm, überall

juckte es, der Drang, sich das Ding herunterzureißen, wurde fast übermächtig. Sie werden es mir übel nehmen, dass ich sie so hinters Licht geführt habe, dachte er. Im Wilden Westen wurden Leute, die zuviel wussten, geteert und gefedert. In diesem Moment fiel ihm siedendheiß ein, dass Willeken jederzeit erwachen und im Eck auftauchen konnte. Jetzt wurde es wirklich allerhöchste Zeit, dass er das Igel-Kostüm los wurde. Mecki musste verschwinden und Lulle wieder erscheinen. Gerade, als er seinen Entschluss umsetzen und durch den Seiteneingang verschwinden wollte, hörte er das unverwechselbare Quietschen der Eingangstür und nun geschah etwas Seltsames.

Zuerst verstummte das Stimmengewirr in der Gaststube, dann wurde es auch im Saal mucksmäuschenstill, hier und da wurde noch getuschelt, eine Frau kicherte nervös, vielleicht war es Jutta, aus der Küche hörte man das Geräusch, wenn jemand Besteck in den Kasten sortiert. Jemand prustete los, wurde aber niedergezischt. Schritte, wie er sie noch nie gehört hatte, bei jedem Schritt klingelte es leise wie Münzen in der hohlen Hand. Plötzlich traten ein Paar Stiefel in sein Blickfeld. Ihm stockte der Atem. Cowboystiefel, echte, hockhackige, spitz zulaufende Cowboystiefel, rotbraunes Leder, die Schäfte mit Prägungen und Nieten verziert. Was so klirrte, waren die Sporen, er sah fünfstrahlige, blinkende Sterne. In den Stiefeln steckten Hosen von einem verwaschenen Grün. Einen Mann mit solchen Stiefel gab es in Wacke nicht. Ihm fiel nur ein Mann ein, der solche Stiefel trug.

(...)

Bevor Lulle die Dunkelkammer verließ, schaute er zurück, um sich zu vergewissern, ob er die Hefte und Bücher wieder eingeräumt hatte, ohne Spuren zu hinterlassen. Erst als das Deckenlicht verlöschte, bemerkte er die blassen Schatten an der Wand. Der schwache Schein des Vergrößerungsgeräts war vorher nicht aufgefallen. Anscheinend hatte Willeken vergessen, den Film herauszunehmen und es auch nicht ausgeschaltet. Jetzt im Dunkeln zeichnete sich auf dem Vergrößerungstisch deutlich ein Bild ab. Es ist schwierig, auf einem Negativbild etwas genau zu bestimmen, aber es kam ihm bekannt vor, zwei schattenhafte Gestalten mit weißen Pupillen und schwarzen Zähnen, die Körper graue Wolken mit scharfen Rändern. Er zog den Film weiter durch das Gerät, ein anderes Bild erschien, auf dem die Personen grauenhafte, weiße Masken trugen, die in Wirklichkeit natürlich schwarz waren. Die Männer hatten Negerpimmel mit weißen Köpfchen, die Frauen ein weißes Loch im Gesicht und zwischen den Beinen. Er schaltete das Vergrößerungsgerät aus, seine Finger tasteten nach dem Schalter der Dunkelkammerlampe, sie tauchte den Raum in ihr gelbes Licht und machte seine Hand zu einem toten Ding aus Wachs. Das Fotopapier war in einem Schrank mit großen Schubladen, die trotz ihres Gewichts leicht in ihren Führungen rollten. Er suchte einen Karton 9 mal 13 heraus und riss ihn auf, mit fliegenden Fingern zog er ein Blatt aus dem Umschlag. Er hatte dem Blauen beim Vergrößern auf die Finger gesehen, hatte es sogar selbst versuchen dürfen, das Fotopapier wurde in den Rahmen unter dem Vergrößerungsgerät geklemmt, die Belichtungszeit war auf der Schaltuhr noch eingestellt, er drückte den Knopf. Auf dem gelblich glänzenden Fotopapier erschien das Negativ. Die Uhr lief mit einem zufriedenen Schnurren ab. Klack! Ende der Belichtung. Das Papier glitt in das Entwicklerbad. In seinem Nacken kribbelte es, als im orangen Licht der Dunkelkammerlampe erst dunkle Flächen erschienen, dann Umrisse, er beugte sich über die Schale, bis seine Nase fast in den Entwickler tunkte, ganz allmählich entwickelte sich ein Photo aus dem Nichts. Mit einer Zange hob er das Foto aus der Schale und schaute es sich genau an, während die Flüssigkeit an der Schnittkante

abtropfte. Eine Frau und ein Mann, der ihr seinen Schwanz zwischen die Brüste steckte. Es war eins der Bilder, die er in der Bibel seines Vaters gefunden hatte, das mit dem zerkratzten Gesicht. In seinem Bauch entstand ein Zittern, das bald auf seine Arme und Beine überging, als ob die Nerven in seinem ganzen Körper vibrierten. Es gab keinen Zweifel, wer die Frau auf dem Bild war. Ihre Haare, die in Wirklichkeit blond waren, kamen auf dem Foto zwar sehr dunkel heraus, aber es war Evis Mutter. Und der Mann war der, den er mal morgens früh bei ihr in der Küche sitzen sehen hatte.

Die Stimmung am Tresen wurde friedlicher, die Wut auf den kleinen Mann wich, Mitleid mit einem armen Süufer überwog, jeder konnte der nächste sein, den der Alkohol erwischte. Die Leute setzten sich wieder, bedauerten Willeken und sich selbst, kramten schlimme Säufergeschichten aus ihrem Gedächtnis hervor, um die Gefahren des Alkohols zu bestätigen, und tranken dabei weiter. Lothar gab die Geschichte vom Vater des jetzigen Bauern Dahlmann zum Besten, der aus Kummer über den verspielten Hof zum Alkoholiker geworden war, zuletzt hatte er die Gasstraße für den Nil angesehen und dort mit seiner Jagdflinte Jagd auf Krokodile gemacht. Oma Jakubeit drückte Willeken an ihren Busen und beweinte mit ihm seinen versoffenen Verstand. Der einzige, der seine Wut auf Willeken nicht besänftigen konnte, war Hölter. „Ich glaube, wir vergessen das mit dem Gruppenfoto“, sagte er zu Martha, „Lulle ist nicht aufzufinden und dieser Halbgevögelte da“, er zeigte mit dem Daumen auf Willeken, „is für nix zu gebrauchen. Ich hab die Schnauze voll!“

Martha wusste auch nicht weiter. Die Aufmerksamkeit des Publikums war bei Willeken und dem Dackel, eine gute Gelegenheit für Hölter seinen amerikanischen Freund unbemerkt von den anderen in den Garten ziehen und ihm den Karton mit den Fotos zu übergeben, wobei er verschwörerische Blicke um sich warf. Bill blätterte die Fotos kurz durch, drückte Hölter zufrieden nickend die Hand und ging mit dem Karton unterm Arm hinüber zu Willeken und dem Dackel. Hölter hinter ihm her. Willeken beobachtete argwöhnisch, wie Bill das Tier von allen Seiten mit fachmännischem Blick betrachtete.

„Oh, juh häw de Fotos schon ...“, sagte er.

„Wat denn für Fotos?“ fragte Hermann, als er für Willeken ein Glas Sprudelwasser auf den Tresen stellte. Die Falten auf seiner blassen Stirn formten ein Fragezeichen.

„Fotos von der Kirmes, wat denn sonst?“ Hölter trat Willeken heimlich auf den Fuß und als Hermann in die Küche gegangen war, sagte er leise zu Willeken: „Du dämliches Stück Scheiße! Warum drückst du dem Waschweib nich gleich 'n Foto in die Hand?“

Willeken versuchte sein Problem durch nachdenken zu lösen: „Ich kann mich nich erinnern, wann ich dat Kostüm angezogen hab. Aber so besoffen kann ich doch eigentlich gar nicht gewesen sein, weil ich mir sogar noch 'ne Decke übergelegt hab.“

„Ach, du warst doch heute Nachmittag schon voll wie'n Pisseimer.“

Hermann kam mit einer Platte voll Schnittchen aus der Küche.

„Wo ist der Sack?“ fragte Willeken. Hermann holte ihn unter dem Tresen hervor und hielt ihn Willeken mit zwei Fingern hin, der sich gleich daran machte, den Dackel wieder einzupacken.

„No, wait a second!“ sagte Bill. Er betrachtete das Objekt von allen Seiten, blies ein paar Staubflocken von den Schlappohren und nickte voller Bewunderung. „Great!“ Nur über dem rechten Auge war das Fell beschädigt, ein Riss, der aber sorgfältig ausgebessert worden war. Vielleicht war das Tier an einer Kopfverletzung eingegangen.

In diesem Moment kam Beckershagen, der Journalist, vom Klo zurück und fragte Bill: „Do you like it?“

„Oh, yes! It's a dream!“ Bill kannte sich mit Trödel und Antiquitäten aller Art aus. Beckershagen auch. Nun entspann sich zwischen den beiden eine auf englisch geführte Unterhaltung, in der Bill dem Journalisten auseinanderlegte, dass man die Arbeit eines Tier-Präparators mit der eines Bildhauers vergleichen kann. Hier hatte einer mit dem geschulten Auge des Künstlers festgehalten, wie der Rüde sich auf die Hinterläufe aufrichtet, um eine Hündin zu besteigen, seine Vorderläufe umklammerten den imaginären Rücken und sein roter Penis war ausgefahren und ragte unübersehbar hervor.

„Findest du nicht auch, das er'n bisschen wie Pastor Schmandbruch aussieht?“ sagte Elli leise zu ihrem Mann. „Wer? Der Dackel?“ fragte Hermann zurück. Elli verdrehte nur die Augen.

Bill lüftete Ellis Penis-Schoner und rüttelte an der in sattem Rot glühenden Paprikaschote.

„Be careful!“ rief Hölter.

„Keine Bange! Das ist deutsche Wertarbeit“, sagte Willeken.

„Made in Germany!“ sagte der Journalist.

Bills dunkles Gesicht glänzte vor Begeisterung. „Richie, I must have it. How much is it?“

Hölter kratzte sich auf dem Kopf, ratlos schaute er von einem zum andern. „There is a problem. We do not know exactly, who the owner is.“

Bill runzelte die Stirn. „Why don't you find out?“ Er verschränkte seine Arme, um zu zeigen, dass er warten könnte.

„Was hat er gesagt?“ fragte Willeken. Hölter nahm ihn ein paar Schritte beiseite und sagte: „Er will ihn kaufen.“

„Kann er ja!“

„Das kannst du nicht bestimmen!“

„Wieso das denn nicht?“ Willeken schwoll schon wieder das Kämmchen.

„Weil er dir gar nicht mehr gehört - deshalb!“

„Da wusstest du aber von!“ rief Willeken.

„Du hast ihn Vilma zum Geburtstag geschenkt, das hat hier jeder gesehen.“ Hölter bohrte ihm seinen Zeigefinger drohend in den Bauch. Willeken sank in sich zusammen. „Scheiße! So eine verdammte Scheiße! Ich trink nie wieder'n Tropfen Alkohol!“

„Besser isst!“

„Ich lege größten Wert auf diese Geschäftsbeziehung, das wird ja wohl in deinen Kopf reingehen. Wenn Bill den Dackel will, dann kriegt er ihn auch, sonst könnt ihr alle eure Zigaretten bei Wehring kaufen oder an den Fingern lutschen. Wir müssen nur noch Vilma überzeugen.“

Leider wusste niemand, wo Vilma war. Hölter ächzte dumpf. „Wo ist die denn jetzt schon wieder? Lösen sich hier alle nach Belieben in Luft auf, oder was?“

(...)

Beckershagen trank sein Bier aus – es war sein drittes – und verabschiedete sich. Er überquerte die Tanzfläche und traf auf Hölter und Willeken, die aus dem Garten kamen.

„Respekt, Respekt, Herr Beckershagen“, sagte Hölter. „Ihr Englisch ist besser als meins.“

„Ich hab ein paar Jahre in den Staaten verbracht“, sagte Beckershagen, als wenn das gar nichts wäre. „Ich glaube, sie kommen auch ohne mich nicht zurecht, jetzt, wo Frau Terscheidt die Sache in die Hand genommen hat.“

„Wer weiß, wat die gerade in die Hand nimmt“, sagte Willeken, was ihm einen derben Stoß von Hölter einbrachte. „Reiß dich zusammen, Willi!“

„Ich mach mich vom Acker“, sagte Beckershagen.

„Ach, Sie wollen uns schon verlassen?“

„Ich muss. Auf mich wartet noch Arbeit.“

„Wenn Sie meinen“, sagte Hölter, „wir tun ja alle, wat wir nich können. Und wenn Sie mal wieder ’n Auftrag haben, denken Sie an mich.“

„Versprochen! ’n schönen Abend noch.“ Der Journalist wendete sich zum Gehen, drehte sich noch mal um und sagte: „Und sagen Sie den Terscheidts und Frau Vilma einen Gruß und vielen Dank für die Gastfreundschaft.“ Sein Blick heftete sich an etwas, das auf dem Boden lag. Er bückte sich ächzend und hob es auf, nachdem er sein Gleichgewicht stabilisiert hatte, sagte er: „Was haben wir denn hier?!“ Hermann beugte sich über den Tresen und sagte: „Sieht aus wie’n Foto.“ Hölter fuhr herum wie elektrisiert. Beckershagen schob seine Brille auf die Stirn und schaute genauer hin.

„Donnerwetter!“ sagte er. „Das ist starker Tobak!“ Als Hölter erkannte, was der Journalist in der Hand hielt, war er mit drei Schritten bei ihm, aber Hermann war schneller, ein Griff über den Tresen und er hielt das Foto in seiner feuchten Hand.

„Dat gibt es doch nich!“ sagte er. Elli streckte den Kopf aus der Küche. „Wat gibt et nich?“ fragte sie. Gleichzeitig war Hölter um den Tresen herumgeschneilt und schnappte nach dem Foto, kam aber wieder um den Bruchteil einer Sekunde zu spät – jetzt hatte Elli das Foto. Sie stieß einen Triumphschrei aus. „Ha! Hab ich et dir nich gesagt!? Hab ich et dir nich gesagt!?“

„Krieg dich wieder ein!“ sagte Hermann und schaute sich um. Nur kein Aufsehen erregen, war seine Devise.

„Geb sofort dat Foto her!“ rief Hölter. Willeken reckte den Hals – und zog ihn gleich wieder ein, als er begriff, um was es ging. Ein paar von den Leuten am Tisch wurden aufmerksam. Beckershagen begann zu schwitzen, ihm war die Sache peinlich. Womöglich dachten sie, das Foto gehörte ihm.

„Dat hat einer bei mir vergessen“, sagte Hölter. Darüber konnte Elli nur lachen. „Was Blöderes hab ich schon lange nicht mehr gehört. Meins’sie wir wüssten nich, wat du da in deinem Kabuff alles fotografiert“, sagte sie. „Aber bleib mit dem Schweinkram aus meiner Gaststätte raus!“ Sie reckte angriffslustig ihren Busen. „Du kannst dich freuen, dat nich jemand anders dat Bild gefunden hat, dat sonst niemand weiß, wat für ein – wat für ein – da fehlen einem die Worte ...“

„Abgrund!“ sagte Beckershagen.

„Genau“, sagte Elli. „Abgrund! Wat für einen Abgrund wir in der Gasstraße haben.“

„Meins’sie dat Schlagloch auf der Kreuzung“, fragte Willeken.

„Geb et ihm wieder“, sagte Hermann, „und mach nich so’n Theater – die Leute kucken schon.“ Schmidtkes schauten herüber, sie standen abrupt auf und verabschiedete sich kühl.

„Da is’sel!“ sagte Elli.

In der Seitentür stand Marlene Busse. Die Wimperntusche hatte graue Streifen auf ihren Wangen hinterlassen, ihr Mund war ein roter vom Lippenstift verschmierter Fleck. Jeder konnte sehen, dass es ihr gar nicht gut ging. Gespräche im Wintergarten verstummten. Alle starrten sie an. Marlene merkte, dass etwas passiert war, das mit ihr zu tun hatte, und griff an. Ihr brannten alle Sicherungen durch und kein Elektriker in der Nähe. „Wat wollt ihr ähgentlich von mir?“ kreischte sie. Über

ihre Apfelbäckchen strömten die Tränen. Sie hatte so viel Schnaps getrunken, dass sie keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte.

„Schaff sie raus!“ zischte Hermann.

Hölter ging zu ihr, um sie zu beruhigen, aber sie stieß ihn weg. „Du willst mich doch auch nur poppen!“

Frau Schmidtke schaute peinlich berührt herüber. „Wat glotzt ihr so, ihr widerlichen Spießbürger?“ kreischte Marlene. „Dat geht öch'n Schähßdreck an, wat ich in meinen vier Wänden mache!“

In diesem Augenblick betrat Evi die Gaststube durch den Seiteneingang. Sie erfasste die Lage sofort. Offensichtlich war die Situation nicht neu für sie, sie redete ganz ruhig mit ihrer Mutter, die sich dann auch ohne Widerstand von ihr in die Küche führen ließ. Trotz ihrer Abneigung gegen Marlene leistete Elli erste Hilfe, indem sie Kaffee machte. Für sie als Wirtin gehörten peinliche Vorfälle mit Besoffenen zum Geschäft, das Beste, was sie tun konnte, war, dafür zu sorgen, dass Evi sie nach Hause bringen konnte. Marlene hatte sich beruhigt und saß teilnahmslos am Tisch. Evi nahm ihre Hand und streichelte sie. Während der Kaffee durchlief, schaute Elli Evi ins Gesicht. „Wat hast du denn da für'n Horn? Dat sieht ja schlimm aus.“

Evi fasste sich an die Stirn. „Hab ich mich gestoßen.“

„Meiner lieber Mann!“ sagte Elli. „Hier has'se'n Messer. Drück dat drauf.“

Evi drückte das breite Messer auf die Beule.

„Wahrscheinlich has'se keine Lust, mir zu erzählen, wo du dat herhast.“

Evi schüttelte langsam den Kopf, Tränen rannen über ihr Gesicht, sie ließ das Messer sinken. „Is sowieso zu spät“, sagte sie schluchzend.

„Ach, du liebe Zeit“, sagte Elli, sie stellte eine Tasse auf den Tisch und füllte sie, „dat jetzt auch noch.“

„Is nich so schlimm“, sagte Evi und hielt ihrer Mutter die Tasse an die Lippen.

(...)

Lulle saß bewegungslos auf der Pritsche und starrte auf das noch feuchte Foto. Er saß eine ganze Weile so, bis die Stimmen in sein Bewusstsein drangen. Für ein paar verwirrte Sekunden glaubte er, mit seinem Kopf wäre etwas nicht in Ordnung. Vielleicht war es so, wenn man verrückt wurde. Aber dann hörte er die Stimmen wieder, diesmal deutlicher, sie waren irgendwo im Haus. Das Foto entglitt seinen Händen. Nummer 69 war menschenleer, alle waren drüben im Scharfen Eck, hier war niemand. Die Geschichte von den toten Fuhrleuten, die in dem mürben Fachwerk spukten, kam ihm in den Sinn. Sein Blick glitt über die Requisiten des Fotografen, aber die Kostüme schwiegen. Nur Mecki fletschte die Zähne, das Licht der Dunkelkammerlampe hatte alle Farben aus seinem sonst so bunten Gesicht gewaschen und es zu einer höhnisch grinsenden Grimasse des Todes gemacht. In seinem Schädel brummen tausend Wespen, seine Zunge war mit Pelz bewachsen. Jeden Augenblick konnte hinter der Sperrholzwand mit dem Flugzeug ein monströses Ding aus einer anderen Welt erscheinen und ihn zu Sülze machen. Er überwand seine Angst vor dem Namenlosen, stand auf und hängte sich über das Spülbecken, seine Lippen umschlossen den Kran, schmeckten das Messing, ließ das Wasser durch seine Kehle gurgeln, hielt die heiße Stirn unter den Strahl. Das tat gut. In seinem Bauch gluckerte das Wasser, der Mensch war ein Schlauch mit einem Wassersack. Die Kopf-Wespen gaben keine Ruhe. Im ersten Stock bewegten sich Schritte, Dielen knarrten, etwas polterte auf dem Boden, eine Tür quietschte. Obwohl er wusste, dass das mit den Fuhrleuten Quatsch war, packte ihn das Grauen. Etwas in ihm drängte ihn zur Flucht, etwas anderes zwang ihn, den Dingen auf den Grund

zu gehen, es musste eine Erklärung geben, aus einem Winkel seines Gehirns löste sich eine Idee, eine Ahnung von etwas Ungeheuerlichem. Er glitt hinaus auf den Flur, undeutlich erkannte er die gedrechselten Pfosten und Handlauf des Geländers, das hinauf in die Dunkelheit führte. Das Treppenhaus ruhte düster und still, doch er hatte die Geräusche genau gehört, Stimmen, das Rücken eines Stuhls, ein Schrei, ein Kichern. Dass sein Vater sich ohne weiteres hinlegte, wenn er den Kanal voll hatte, war nicht ungewöhnlich. Aber da war eine Frauenstimme.

Lautlos wie in alten Zeiten schlich er die Treppe hinauf, Licht brauchte er nicht, wo die knarrenden Stufen waren, wusste er blind. Auf dem Treppenansatz blieb er stehen und lauschte mit angehaltenem Atem und vorgerecktem Ohr in die Dunkelheit des Flurs. Das blinde Dachfenster über der Treppe ließ Sternenlicht hereinsickern, das die Gegenstände mit schemenhaften Umrissen versah, und durch Türritzen und Schlüssellocher drang Licht von der Gaslaterne vor dem Haus und warf geisterhafte Schatten. Eine hohe flatternde Gestalt drang von der Seite raschelnd auf ihn ein, entsetzt fuhr er herum - es war der Vorhang, hinter dem sie ihr Gerümpel verbargen, ein Luftzug bauschte ihn. So leise wie möglich zog er den Stoff zur Seite. Dahinter war eine Tür zum Schlafzimmer seiner Eltern, die aber nie benutzt worden war, solange Lulle sich erinnern konnte. In den Rahmen waren Regalbretter genagelt, worauf Blechdosen mit Schuhwischse und Bohnerwachs darauf warteten, die Welt mit mehr Glanz zu versehen, Besen und Schrubber standen eng aneinander gelehnt, wie um sich gegenseitig Halt und Wärme zu geben, daneben schmiegte sich die Badewanne an die Wand. Die wispernden Stimmen schienen ihrem Zinkblech zu entspringen, kühl spürte er das Metall an seinem Ohr. Die Stimmen kamen aus dem Schlafzimmer. Sein Vater. Und eine Frauenstimme. Er glaubte nicht eine Sekunde, dass es seine Mutter war. Welche Frau war so unverschämt, sich in ihr Bett zu legen? Mit angehaltenem Atem spähte er durchs Schlüsselloch in die Küche. Sein Blick fiel auf die Gardinen, auf denen sich der Schattenriss des Fensters abzeichnete, er sah den Tisch, die Stühle, den Sessel, die Musiktruhe, sonst war es dunkel, da war niemand. Behutsam drückte er die Klinke nieder, weitete den Spalt, schlüpfte hinein, das Fenster hob sich als viergeteiltes Rechteck ab, die Lichter vom Scharfen Eck warfen ihre Reflexe an die Wand über dem Ofen, alles war wie immer nachts. Die Tür zum Schlafzimmer war nur angelehnt, ein schmaler Streifen Licht kam heraus und fiel auf Vilmas rote Schuhe. In seinem Kopf fing etwas an zu kreisen. Das Bettgestell knarrte, sogar die Stimme seines Vaters knarrte und knurrte und vibrierte so fremd, so ganz anders als sonst, dass er für einen verrückten Moment zweifelte, ob es überhaupt sein Vater war.

„Du brauchst doch nicht Onkel zu mir zu sagen. Du bist doch kein Kind mehr.“

Jemand klatschte in die Hände. „Ich weiß. Aber ich vergess es immer.“

Das war nicht die fette Stimme von Evis Mutter, die Frau im Bett seines Vaters war viel jünger. „Addi soll ich sagen?“ Als Lulle sie kichern hörte, wie klickernde Glasmurmeln, wurde ihm flau. „Das ist vielleicht komisch, wenn ich das sage: Addi-Addi-Addi-Addi-Addi-Addi-Addi ...“

„Was ist denn da dran komisch?“

„Weil du mein Onkel bist.“

„Gerade deshalb müssen wir zusammenhalten.“

Lulle hatte es die ganze Zeit gewusst. Er stand atemlos mit dem Ohr an der Tür und krümmte sich, als spürte er den Lederriemen auf seinem Rücken zwischen. Das kreisende Rad in seinem Kopf sprühte Blitze. Es war dasselbe Bett, in dem sie mit ihm gelegen hatte. Soviel Gemeinheit war nicht auszuhalten.

„Ach, Püppchen! Ein klitzekleines Likörchen passt doch noch in das kleine Bäuchlein! Zeig mir doch mal dein Bäuchlein, ob da noch was reinpasst.“

Regine kicherte, als ob sie gekitzelt würde. Lulle hatte noch nie gehört, dass sein Vater mit jemandem so süß gesprochen hatte. Gläser klickerten aneinander, der Alte brummte leise, dann raschelte das Bettzeug, die Matratze quietschte. „Ach nein, Onkel Addi! Lass das doch nach!“ Das Bettgestell knarrte unter einem schweren Körper, der sich herumwälzte. „Pscht! Braucht uns doch keiner zu hören.“

„Warum kuckst du mich so an, Onkel - öh, Addi?“

„Weil ich noch nie so eine hübsche Frau wie dich gesehen habe.“

Lulle hätte niemals für möglich gehalten, dass seinem Vater so etwas über die Lippen ging.

„Ich bin doch noch ein Mädchen.“

„Um so besser.“ Onkel Addi konnte lachen wie ein Krokodil. „Ich kann nämlich so süße kleine Mädchen wie dich viel besser leiden, als fette Frauen.“

„Aber Tante Martha ist nicht fett.“

„Ich will mal fühlen, wo du dein Fett hast, du kleine Schlange?“

Regine quiekte wie ein Mädchen, das an einer bestimmten Stelle berührt wird. „Nein, Onkel Addi. Das dürfen wir nicht!“ Das klang entschlossen.

„Wir sind doch verwandt.“ Die Stimme seines Vaters klang wie Schmirgelpapier. „Du weißt doch, ein Küsschen in Ehren darf niemand verwehren.“

„Aber du küsst mich nicht wie ein Onkel.“

„Nein? Wie denn?“

„Wie ein - Mann.“

„Weil ich ein Mann bin. Willst du es spüren?“

Stille breitete sich aus wie ein großer, schwarzer Tintenfleck. Auf der Gasstraße heulte ein Dynamo. Die Spannung hob Lulle auf die Zehen. Die Oberbetten prasselten, die Bettgestelle ächzten, sein Vater knurrte wie Hund, dem man den Rücken kraut. „Was würde Tante Martha sagen, wenn sie das wüsste?“ Regines Stimme klang heiser. Sein Vater murmelte etwas Unverständliches. „Sie wäre bestimmt böse. Es ist nicht richtig, was wir hier machen.“ Nun schwiegen sie wieder, auch das Bett sagte keinen Ton. Eine lange Weile kam kein Geräusch aus dem Schlafzimmer, die lange Stille war kaum auszuhalten.

Als sein Vater wieder sprach, war seine Stimme wie ausgewechselt. „Weißt du - deine Tante und ich - wir sind schon lange nicht mehr - wie soll ich sagen? - richtig verheiratet ...“

„Was? Ihr seid nicht richtig verheiratet?“

„Auf dem Papier schon noch, aber sonst ... Du verstehst doch, was ich meine?“

Regine brauchte lange, bis sie das verdaut hatte. „Trotzdem - es ist nicht richtig.“

„Magst du mich denn gar nicht?“

„Doch. Das schon, aber ...“

„Was aber?“

„Es ist verboten.“

„Es weiß doch niemand.“

„Und du wirst es niemand erzählen?“

„Ich kann schweigen wie ein Grab.“

„Schwöre es!“

„Ich schwöre!“

Von nun an schwiegen die Stimmen. Es gab nichts mehr zu besprechen, jetzt hörte Lulle nur noch das Bett ächzen. Ein widerliches Schmatzen war zu hören, vor dem er bestimmt davongelaufen wäre, wenn seine widerstrebenden Empfindungen ihn nicht gelähmt hätten. Billy Jenkins hatte einmal gesagt, dass jeder Verrat ihn stärker machte. Wenn das Schlimmste schon vorbei war, konnte ihm nichts mehr passieren. Eines Tages würde er unverletzlich sein und niemanden mehr brauchen. Jetzt

musste er noch mit eigenen Augen sehen, wie sie ihn betrogen. Vorsichtig weitete er den Türspalt. In dem großen Toilettenspiegel sah er seinen Vater halb auf Regine liegen, ihr Rock war bis zu den Hüften hochgeruscht, ihr Schlüpfer um die Knie geschlungen, seine Hand kroch über ihren weißen Bauch wie eine haarige Spinne. Lulle war ein Weltraumfahrer, der an einem Tag siebenmal von einem Universum in das nächste geschleudert worden war. Ihm wurde schwindlig, er fand gerade noch Halt am Küchentisch. Hinter seiner Stirn entstand ein Summen, das immer mächtiger wurde, es schwoll an und füllte seinen Schädel aus, als würde er aufgeblasen. Er befand sich im Zentrum einer Rotation, die nicht nur die Möbel, die Fenster, Türen und Wände erfasst hatte, sondern das Haus Nummer 69, ganz Wacke, die Welt - alles schwang um ihn wie ein gigantisches Karussell. Gleichzeitig - und das verwirrte ihn am stärksten - nahm er deutlich wahr, dass die Dinge unverrückbar waren und blieben, die Konturen wurden schärfer und schärfer, die Lichter wurden heller und heller. Ein schreckliches Dröhnen durchdrang alles, aber es war nur in seinem Kopf, außerhalb war alles still, das Universum drehte sich schweigend um ihn. Etwas Schreckliches würde geschehen und niemand konnte es verhindern. Kurz bevor ihm der Schädel platzte, war es vorbei. Es hörte einfach auf. Danach war Nichts. Leere. Die Zeit verging nicht eher wieder, bis sich aus der Leere ein Geräusch löste ...

(...)

Ludwig Terscheidt steht in der Küche, er hält sich am Tisch fest, seine Hände umklammern die Kante der Tischplatte, eine endlose, braun gesprenkelte Fläche, auf der einmal ein Teller gestanden hat, von dem er gegessen hat, seine Schulhefte haben hier gelegen, er hat Schularbeiten gemacht, gewerkt, gewürfelt, gespielt, vor einer Ewigkeit als er noch ein Kind war. So steht er zehn Sekunden oder zehn Minuten oder länger – die Zeit vergeht, ohne ihn zu berühren - bis ein Geräusch ihn aus seiner Erstarrung reißt, es ist der tiefe Seufzer einer Frau. In ihm kommt etwas in Bewegung, sein Blut braust durch die Adern, Drüsen in seinem Innern schütten Drogen aus, die ihn verwandeln. Gedanken überfluten ihn. Eine kraftvolle Idee setzt sich durch: Ich, Ludwig Terscheidt, bin Zorro, der Rächer, ich will mit Feuer austilgen, was nicht in diese Welt gehört. Der Auftrag führt ihn in den Keller. Mit mächtigen Sprüngen hastet er die Treppe hinunter, stürzt durch den unteren Flur. Durch die offene Tür der Dunkelkammer fällt gelbes Licht. Aus weiter Ferne dringt der Lärm eines großen Festes, mit dem er nichts mehr zu tun hat. Aus dem dunklen Gewölbe schlägt ihm Modergeruch entgegen. Die Dunkelheit ist Zorros Element. Ihm reicht das Streiflicht, das aus der Dunkelkammer auf einen Teil der Kellertreppe fällt. Er packt den Kanister, hastet damit die Kellertreppe hinauf, das Benzin schwappt bei jedem Schritt in seinem Gefängnis, der Geist will heraus aus der Flasche, auf der Treppe lässt er ihn frei. Die Flüssigkeit fließt die über die Stufen. Der Benzindunst verwirrt seine Sinne. Plötzlich ist eine Streichholzdose in seiner Faust. Sie ist leer – nein, nicht ganz, zwei, drei Streichhölzer sind noch darin, mit fliegenden Fingern reißt er eins an - es zündet nicht. Auch das nächste nicht. Das Dritte und letzte fühlt sich zwischen seinen Fingern an wie ein Balken - er bricht mit einem hässlichen Knacks ab. Verflucht seien alle Leute mit der Angewohnheit, abgebrannte Streichhölzer wieder zurück in die Dose zu stecken. Er schleudert sie zu Boden. In der Dunkelkammer muss es Streichhölzer geben.

Ludwig nimmt die halbe Treppe mit einem Satz, springt über das Geländer in den unteren Flur. Da steht Evi vor ihm, ihre schmale Silhouette hebt sich dunkel gegen das helle Viereck der Haustür ab. „Ich hab dich schon überall gesucht“, sagt sie. Ihre

Gegenwart holt ihn in die Wirklichkeit zurück. Er ist wieder Ludwig Terscheidt, aber sprechen kann er noch nicht, dazu geht sein Atem zu schnell. Er ist sogar froh, sie zu sehen. Sie schnüffelt. „Mensch, was stinkt das nach Benzin!“ Sie sieht den Kanister in seiner Hand. „Was machst du denn überhaupt hier?“

Der Kummer wird zu mächtig. „Ich ...“, sagt er schluchzend. „Sie ...“

„Was ist denn los mit dir?“ Sie steht jetzt ganz nahe vor ihm, nimmt ihn in die Arme.

„Ich weiß ja nicht, was du vorhast“, sagt sie, „aber es ist besser, wenn du damit aufhörst.“ Er kann die Tränen nicht mehr zurückhalten, sein Kopf sinkt auf ihre Schulter. „Komm!“ sagt sie leise. „Ich muss dir was erzählen, aber nicht hier drin. Der Benzingestank ist ja nicht auszuhalten.“ Sie nimmt ihm den Kanister aus der Hand und stellt ihn auf den Boden. „Was ist denn da drin?“ Sie versteht immer noch nicht, was los ist. Umschlungen gehen sie durch den Flur.

„Sie liegen zusammen im Bett!“ sagt er.

„Wer?“ Sie schaut ihn verblüfft an. „Meine Mutter? Das kann nicht sein. Die liegt auf dem Sofa und schläft ihren Rausch aus!“ Sie zieht ihn hinaus auf die Straße. „Nicht deine Mutter!“ Er erzählt ihr alles und mit jedem Wort wird die Last, die ihn drückt, etwas leichter. „So ein gemeines Biest!“ sagt sie, jetzt begreift sie, was er vorhatte.

„Und deshalb wolltest du das Haus anstecken. Wegen der Schnepfe wolltest du dich für den Rest deines Lebens unglücklich machen? Seid ihr eigentlich heute alle vollkommen übergeschnappt!“ Sie schüttelt ihn. „Mensch, Lulle!“ Und zieht ihn am Ärmel auf die Treppenstufen herunter. Er lässt alles mit sich geschehen. „Komm, wir setzen uns auf die Treppe. In Dahlmanns Stall können wir ja nicht mehr gehen.“

„Ich weiß“, sagt er, ohne aufzuschauen. „Das ist vorbei. – Ist sowieso alles vorbei.“

„Du warst das mit dem Stall, nicht Jochen, stimmts?“

Er nickt. Weint nicht mehr. Die Gaslaterne flackert. Aus dem scharfen Eck dringt Musik, Rudi Schuricke singt „Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt ...“

„Ich hab nichts mit ihm gemacht. Glaubst du mir das?“ fragte sie.

„Ich weiß“, sagt er.

„Er hat bei uns angerufen, ich sollte unbedingt in Dahlmanns Stall kommen, er müsste mir was Wichtiges zeigen ...“

„Ich weiß“, sagt er, „die Quick.“

„Der Blödmann. Ich sollte seine Räuberbraut sein, stell dir das mal vor! Der hat’s doch nicht mehr alle. Wir sind doch keine Kinder mehr.“

„Nein. Wir sind keine Kinder mehr. Das ist auch vorbei.“

„Warum sagst du immer, dass alles vorbei ist?“

„Weil es stimmt.“

„Ich konnte die Pissfletsche von Anfang an nicht leiden.“

Er holt Luft, um Regine zu verteidigen, merkt aber selber, wie dumm das wäre, und sackt wieder in sich zusammen.

„Nichts ist so schlimm, als dass es nicht noch schlimmer kommen könnte“, sagt sie.

„Hat mein Opa immer gesagt.“

„Was ist denn noch schlimmer?“

Sie holt ein Foto aus der Jackentasche. „Kuck dir das mal an!“ Er wirft einen Blick auf das Bild und nickt. „Kenn ich“, sagt er. „Die Fotos macht der Blaue und tauscht sie gegen Zigaretten an den Amerikaner.“ Er erzählt ihr von den Bildern in der Bibel – das ist ewig her – und was er gerade eben in der Dunkelkammer entdeckt hat.

„Was du aber garantiert nicht weißt - die Bilder fliegen überall in der Gasstraße rum“, sagt Evi. „Alle wissen es. Jemand hat eins bei uns in den Laden geworfen, durch den Briefschlitz, und dann hat noch so’n Schweinigel bei uns angerufen und mir Sauereien gesagt, der dachte bestimmt, es wäre meine Mutter.“

„Ich kann hier nicht mehr bleiben“, sagt er.

„Was willst du machen?“

„Ich hau ab!“ Er steht auf. „Ich will sie alle nicht mehr sehen.“

„Mich auch nicht?“

Er schaut sie an und nimmt sie in den Arm. „Doch. Dich ja.“

Jetzt muss Evi weinen. „Wohin willst du denn? Du kennst doch niemand.“

„Ich brauch nur die Satteltasche von meinem Fahrrad aus Berndts Garage zu holen, die hab ich schon lange gepackt.“

„Mit dem Fahrrad?“

„Nee, ich fahr per Anhalter.“

„Und was ist mit mir?“

„Du kommst mit.“

„Was sollen wir denn machen? Wovon sollen wir leben?“

„Ich kann arbeiten.“

„Ach, das kann doch nicht gut gehen“, sagt sie niedergeschlagen. „Die lassen uns mit der Polizei suchen.“

„Is mir egal! Ich muss hier weg. Das steht fest!“

„Und was ist mit der Schule?“

„Ich will nach Hamburg und da geh ich auf ein Schiff. Da fragt keiner nach meinem Zeugnis. Ich will Seemann werden.“

„Da könnte ich ja sowieso nicht mit“, sagt sie. „Was soll ich auf'm Schiff? Was soll ich in Hamburg? Da kenn ich ja keinen.“

„Ich könnte dich an Bord schmuggeln.“

„Du träumst! Alleine kannst du es vielleicht schaffen, aber wir zu zweit ...? – Das is Quatsch! Das hat doch keinen Zweck! Außerdem muss ich mich um meine Mutter kümmern. Ich kann sie jetzt nicht alleine lassen! Ich hab Angst, dass sie sich was antut, wenn sie morgen wach wird.“

„Ja, dann ...“, er zögert das endgültige Wort hinaus, bis es doch ausgesprochen werden muss, „... dann muss ich alleine gehen.“

„Willst du nich doch lieber hier bleiben?“ Sie legt ihre Hand auf seinen Arm. Er schüttelt den Kopf, langsam, entschlossen. „Nein!“ sagt er. „Geht nicht! Wenn ich den Alten noch mal seh, bring ich ihn um.“

Sie umarmt ihn, ihre Tränen fließen über sein Gesicht. „Aber du kannst mir schreiben. Weißt du ja. Wacke, Hexenhäuschen.“ Sie presst ihren mageren Körper an seinen. „Ich kann dich so gut leiden.“

„Ich dich auch“, sagt er. „Ganz bestimmt! Ich schreib dir.“

In diesem Moment wird auf dem Fuhrhof ein Motor angelassen. Das muss der LKW des Fremden sein, denn so klingt sonst keiner. Ludwig springt mit einem Satz auf den Bürgersteig und läuft ohne einen Blick zurück die Kölner Straße hinunter. Die Laterne an der Ecke brennt mit stetiger Unruhe. Von der anderen Seite der Gasstraße schwirrt noch der Lärm aus dem Scharfen Eck herüber, dann versinkt die Feier in der Vergangenheit. Lulle sprintet die letzten Meter bis zur Einfahrt des Fuhrhofs. Ein Kasten hoch wie ein Haus bewegt sich auf ihn zu.

(...)

Die Eingangstür stand sperrangelweit offen. Aus der Music Box dröhnte die Ouvertüre zu „Orpheus in der Unterwelt“ von Jaques Offenbach. Willeken steppte auf dem Stammtisch. Das konnte er sich erlauben, weil Hermann die Trillerpfeife abgegeben hatte, der Wirt lag im Bett und war nicht mehr von dieser Welt. So eine seltene Gelegenheit konnte Elli sich nicht entgehen lassen, sie machte sich oben rum frei, hievte ihre Massen ebenfalls auf den Tisch und tanzte an Willekens Seite

mit überquellendem Mieder den Can-Can. Die restlichen Gäste feuerten sie an. Gerd, der Schmiedelehrling, steckte Willeken von hinten je eine geöffnete Flasche Bier umgekehrt in die Hosentaschen. Hilde konnte nicht mehr sitzen, sie kniete umgekehrt auf einem Stuhl, beugte sich über die Lehne und klatschte zum Takt der Musik. Ihr wunder Hintern wölbte sich Tommi entgegen, der das als Aufforderung auffasste, seine Hand unter ihrem Rock verschwinden zu lassen. Seit seine Jutta mit den Worten, „Wat sei ihr primitiv!“, die Verlobung gelöst hatte und nach Hause gegangen war, hatte er sich systematisch abgefüllt. Niemand ahnte, dass Jutta aus Rache die Polizei angerufen hatte, um das Scharfe Eck wegen ruhestörenden Lärms anzuzeigen. Willeken und Elli lagen sich in den Armen, seine Hose wurde immer schwerer von dem vielen Bier, das hineingeflossen war, und rutschte ihm schließlich auf die Knie, endlich konnten alle sehen, warum der Zwerg trotz seiner Hässlichkeit Erfolge bei Frauen hatte. Dann brach der Tisch zusammen und begrub Meister Eberhard unter sich, der dort auf der Suche nach Lulle eingeschlafen war.

„My god!“ sagte Bill. Er nahm den Sack mit dem ausgestopften Dackel vom Tresen, klemmte sich den Fotokarton unter den Arm und zog die Tür hinter sich zu. Auf der Straße saugte er die frische Nachtluft tief in seine Lunge und ging die Kölner Straße hinunter zu seinem Truck.

Wer rechnet schon damit, dass er ein Bote des Schicksals sein könnte, früh morgens in einem gottverlassenen Kaff wie Wacke. Ein Mann, der von einer Frau kommt, gewiss nicht. Soll das Schicksal seine Botschaften doch selbst überbringen, würde der Mann wahrscheinlich sagen - wenn er gut genug deutsch könnte. Oder er würde einfach mit den Fingern schnippen und sagen: „Keep swinging, man!“ Er taucht vor dem Haus Nummer 69 in den Lichtkegel einer Gaslaterne ein und es ist zu erkennen, dass er die Uniform der US Army trägt. Unter dem Arm hält er eine flache Pappschachtel mit dem Aufdruck AGFA PHOTO und über seiner Schulter baumelt ein Kartoffelsack aus Jute, in dem aber offenbar keine Kartoffeln sind, sondern etwas anderes, auf bizarre Weise Sperriges. Die Luft schmeckt nach Sommer und ein immergrüner Gershwin-Schlager weht vorbei. Bill geht es gut. Auf die Dächer legt sich ein grauer Schimmer, bald wird es hell werden. Ein kühler Morgenwind lässt die Lampen über dem Fuhrhof in ihren Kabeln schaukeln, die Schatten des Trucks huschen unruhig über das Pflaster. Er klettert in die Fahrerkabine und legt den Sack neben sich. Den Karton verstaut er hinter dem Sitz, sticht den Zündschlüssel ins Schloss, nach ein paar Gasstößen läuft der Motor rund und die Scheinwerfer tauchen die Garagenfront in ihr gleißendes Licht, über die Häuser zucken groteske Schatten. Er legt den Gang ein und lässt die Kupplung kommen. Das Lenkrad kreiselt geradeaus. Der Truck setzt sich rüttelnd in Bewegung.

Da waschen die Scheinwerfer eine Gestalt aus der Dunkelheit, die vom Bürgersteig auf die Straße taumelt, ein merkwürdiger Vogel, der mit den ausgebreiteten Flügeln schlägt, als ob er wegfliegen will, aber nicht vom Boden loskommt. Bill steigt in die Bremsen, mit einem Ruck, der ihn gegen das Lenkrad wirft, kommt das schwere Fahrzeug zum Stehen. Ein junger Kerl im Anzug, mit Schlips und weißem Kragen hetzt um die Motorhaube herum und schaut flehend zu ihm hinauf.

„Are you crazy, man?“, schreit Bill.

Der Junge prallt zurück, er öffnet den Mund, will etwas sagen, doch er schnappt nur nach Luft. Es sieht nicht so aus, als würde er Englisch verstehen oder gar sprechen.

Lulle steht mitten auf die Straße und rudert mit beiden Armen. Die Scheinwerfer tauchen ihn in gleißende Helligkeit, die kolossalen Reifen drehen sich langsamer, die Bremsen kreischen, der massive Rammschutz vor dem Kühler des Trucks schüttelt zehn Zentimeter vor Ludwigs Brust im Takt des Motors. Ludwig läuft zur Fahrerseite,

die Scheibe fährt herab. Der Fahrer schreit ihn an. Seine Zähne leuchten weiß in seinem schwarzen Gesicht. Ludwig öffnet den Mund – bleibt stumm. Der vermeintliche Billy Jenkins ist ein Neger.

„Wo willst du gehen?“, ruft er gegen den Lärm des Motors anbrüllend.

„Äh, ah, ah-hamm-äh-burg-ähm.“ Mehr bringt Ludwig nicht heraus.

„Hämbörg no! - Ich gehe zu Bremerhaven.“

Ludwig wischt sich über die Stirn. „Bremen?“ Bei Lehrer Schmidtke hat er gelernt, dass auch von Bremen aus Schiffe nach Amerika fahren. In diesem Augenblick ertönt die Sirene der Feuerwehr oder der Polizei, es kommt schnell näher, schon flackern die Reflexe des Blaulichts über die Fassaden der Häuser. Bill sieht, wie der Junge hinter sich schaut, die Bluthunde sind dicht hinter ihm, er spürt ihre Zähne schon an seiner Kehle, auf seiner Stirn glänzen Schweißperlen. Bill begreift, dass dieses stotternde Bürschchen auf der Flucht ist und dass es um Sekunden geht. Einem jähen Impuls folgend winkt er den Jungen auf die andere Seite und stößt die Beifahrertür auf. „Come on! - Bremen is on my way.“

Ludwig hastet um den Kühler herum, schwingt sich hinauf in die Kabine und während der Soldat schon Gas gibt, rutscht er auf die Sitzbank. Bill schaltet krachend in den nächsten Gang und das schwere Fahrzeug nimmt Fahrt auf. „Let's go!“, sagt Bill. Als der Truck über den Bahnübergang rumpelt, geht die Sonne auf, der Rückspiegel reflektiert ihren brandroten Schein. Ludwig sitzt auf seinem hohen Sitz neben dem Amerikaner und schaut nach vorne.